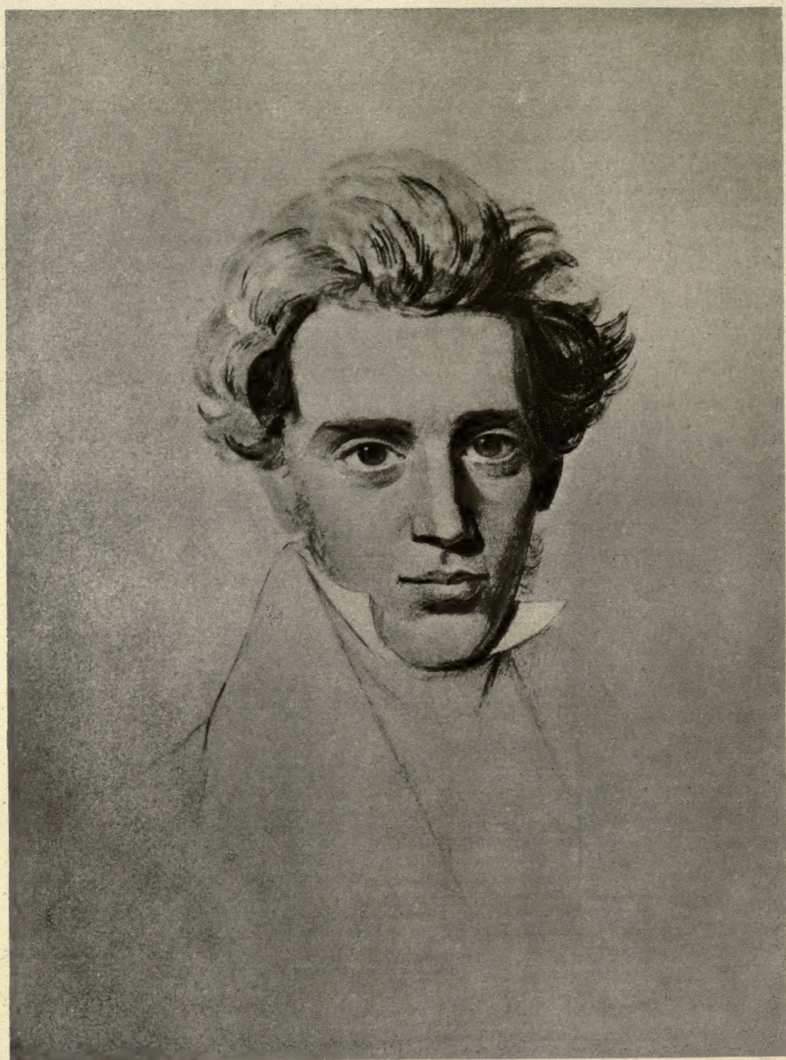


S. Kierkegaard

Sören Kierkegaard

Religiöse Reden

Ins Deutsche übertragen
von
Theodor Haecker

Verlag Hermann A. Wiechmann · München
1922

Gift

Vorwort

Es war, seitdem ich die gesamten Werke Kierkegaards kannte, immer mein Wunsch gewesen, es möchten seine erbaulichen religiösen und christlichen Reden dem deutschen Leser vorgelegt werden, diese Reden, die — noch ganz abgesehen davon, daß sie zweifellos zu den seltenen Meisterwerken oratorischer Sprachkunst alter und neuer Zeiten innerhalb des europäisch-christlichen Kulturkreises gehören — darum so wichtig sind, weil für sie allein ja Kierkegaard die volle Verantwortung seiner ganzen Person übernahm, sie allein mit dem eigenen Namen deckte, während alle die anderen großen philosophischen und dichterischen Werke sozusagen nur mehr oder weniger den oberen oder gar nur möglichen Schichten seiner Person entstammen und deshalb unter Pseudonymen erschienen sind. Dieser mein Wunsch mußte sich noch steigern in der letzten Zeit durch die Tatsache, daß immer mehr mit Kierkegaard sich beschäftigen, und nicht immer ernst und mit Sach- und Personenkenntnis, ja es mußte sich mir die Einsicht aufdrängen, daß es ein Akt simpler Gerechtigkeit gegenüber Kierkegaard ist, endlich auch einmal, und wäre es auch nur zum Teil, jene Werke vorzulegen, die er selber für weitaus die wichtigsten gehalten

hat. Wohl kann ein Autor im Urteil über die Bedeutung seiner eignen Werke irren, aber das gilt schließlich doch nur für das Ästhetische, und würde Kierkegaard hier geirrt haben, so käme das einer Selbstvernichtung gleich. Dazu kommt noch, daß die neuere protestantische Theologie, soweit sie wieder denken will und sucht nach Halt und Wirklichkeiten, zweifellos, ob sie es weiß oder nicht weiß, ob sie es will oder nicht will, ob es sie den rechten Weg weist oder den falschen, einerlei: sie lebt und denkt im Schatten eines Großen, eben Kierkegaards:

— Darum ist es mir eine Freude, die nun folgenden Reden übersetzt zu haben und herausgeben zu dürfen. Ihre Gegenstände sind, außer in der Rede: „An einem Grab", die eigentlich rein philosophisch ist, einige Wahrheiten des Christentums, nicht alle, gewiß nicht, aber einige der wichtigsten, wie das Dasein Gottes in all seiner Majestät als Schöpfer und Richter, die Sündhaftigkeit des Menschen und sein Bedürfnis nach Erlösung, die Erlösertat Jesu Christi und das letzte Wesen Gottes als Liebe: Göttliche Liebe. Diese Wahrheiten sind festgehalten nicht bloß als Probleme oder Gedanken oder gar Fiktionen, sondern mit Ernst und Bekümmerung als Realitäten und Wirklichkeiten, die Einlaß fordern in den Geist des Menschen, und dort eingelassen, ihn umschaffen zu Gottes Wohlgefallen.

Allen Reden, die Kierkegaard veröffentlicht hat, also auch den folgenden, hat er immer die ausdrückliche Bemerkung vorangestellt: „Es sind nicht Predigten, weil der Verfasser nicht Autorität hat, zu predigen", und was er unter „Autorität"

verstand, hat er in jenen Zeiten so ausgedrückt: „Die Autorität ist eine spezifische Qualität entweder einer apostolischen Berufung oder der Ordination[1]).“

Über den Leser, den Kierkegaard für sein Werk sich wünscht, mögen seine eigenen Worte Aufschluß geben:

„Es sucht jenen Einzelnen, den ich mit Freude und Dankbarkeit meinen Leser nenne, oder es sucht ihn auch nicht. Unwissend um Zeit und Stunde wartet es in Stille, daß jener rechte Leser kommen möge wie der Bräutigam und die Gelegenheit mit sich bringe. Jeder tue das Seine, der Leser also das meiste. Die Bedeutung liegt in der Aneignung. Daher des Buches frohe Hingabe. Hier ist kein weltliches Mein und Dein, das trennt und verbietet sich anzueignen, was dem Nächsten gehört. Denn Bewunderung ist doch ein wenig Neid und also ein Mißverständnis, und Tadel in all seiner Berechtigung doch ein wenig Widerstand und also ein Mißverständnis, und Wiedererkennung im Spiegel nur eine flüchtige Bekanntschaft und also ein Mißverständnis — aber richtig hinzusehen und nicht vergessen zu wollen, was die Ohnmacht des Spiegels nicht zu bewirken vermag: das ist die Aneignung, und die Aneignung ist des Lesers noch größere, ist seine siegreiche Hingebung.“

Th. H.

[1]) S. Kierkegaard, Der Begriff des Auserwählten. Hellerau 1917. S. 322.

Liebe deckt der Sünden Menge

Ep. i. Pet. 4, 7–12

Erster Teil.

Was macht einen Menschen groß, zum Wunder der Schöpfung, wohlgefällig in den Augen Gottes? Was macht einen Menschen stark, stärker als die ganze Welt, was macht ihn schwach, schwächer als ein Kind? Was macht einen Menschen unerschütterlich, unerschütterlicher als den Felsen, was macht ihn weich, weicher als Wachs? — Es ist die Liebe! Was ist älter als alles? Es ist die Liebe. Was überlebt alles? Es ist die Liebe. Was kann nicht genommen werden, aber nimmt selber alles? Es ist die Liebe. Was kann nicht gegeben werden, aber gibt selber alles? Es ist die Liebe. Was besteht, wenn alles trügt? Es ist die Liebe. Was tröstet, wenn aller Trost versagt? Es ist die Liebe. Was dauert, wenn alles wechselt? Es ist die Liebe. Was bleibt, wenn das Unvollkommene abgeschafft wird? Es ist die Liebe. Was zeugt, wenn die Prophetie verstummt? Es ist die Liebe. Was läßt nicht ab, wenn die Gesichte aufhören? Es ist die Liebe. Was erklärt, wenn die dunkle Rede zu Ende ist? Es ist die Liebe. Was legt Segen in der Gaben Überfluß? Es ist die Liebe. Was gibt Gewicht der Rede der Engel? Es

ist die Liebe. Was macht der Witwe Scherflein zum Überfluß? Es ist die Liebe. Was macht des Einfältigen Rede zur Weisheit? Es ist die Liebe. Was ändert sich niemals, wenn alles sich ändert? Es ist die Liebe; und nur sie ist die Liebe, sie, die niemals etwas anderes wird. Denn auch der Heide pries die Liebe, ihre Schönheit und ihre Macht; aber seine Liebe konnte zu etwas anderem werden, das er fast höher noch pries. Die Liebe war schön, schöner als alles; aber die Rache war süß, süßer als alles. Und so töricht war der Gedanke des Heiden von der Liebe und dem Göttlichen, so selbstsüchtig war alles im Himmel und auf Erden, daß die Macht, die wohlwollend den Menschen die Freude der Liebe schenkte, neidisch die Rache sich selber vorbehielt, weil sie das Süßeste war. Was Wunder, daß die Rache in aller Liebe des Heiden sich verbarg; daß die Angst nicht ausgetrieben war, wenn sie auch vergessen war; was Wunder, daß der Feind in der Stille arbeitete, selbst wenn die Liebe am sichersten schlief, daß der Zorn heimlich auf der Lauer lag und nach Anlaß spähte; was Wunder, daß er plötzlich hervorbrach in all seiner Wildheit; was Wunder, daß er des Heiden Seele erfüllte, der seine verbotene Süße einsaugte und dadurch seiner Verwandtschaft mit dem Göttlichen sich vergewisserte! Was Wunder, daß keine Liebe glücklich war, wie kein Mensch im Heidentum es war, ehe die letzte Stunde gekommen war, die wieder nur bitter einen Menschen mit der Vorstellung narren konnte, daß er glücklich *gewesen war*! Was Wunder, daß Leid in alle Freude sich mischte, daß be-

ständig der nächste Augenblick, selbst im Augenblick der Freude, ängstigend wie die Gestalt des Todes vorüberging! Wie sollte auch ein Heide vermögen, die Welt zu überwinden; aber vermochte er dieses nicht, wie sollte er denn die Welt gewinnen?

Was ändert sich nie, wenn alles sich ändert? Es ist die Liebe, und nur sie ist die Liebe, sie, die niemals etwas anderes wird. Denn auch der fromme Jude gab der Liebe Zeugnis, aber seine Liebe war das Kind der Veränderlichkeit und des Wechsels, und er verstand seine Feinde zu hassen. Überließ er auch die Rache dem Herrn, weil sie ihm gehört, seine Seele war doch nicht unbekannt mit ihrer Süße; denn auch dieses Bewußtsein ist süß, daß des Herrn Rache schrecklicher ist als alle menschliche Rache, daß der Mensch seinen Feind verflucht, aber daß der Herr den Gottlosen und des Gottlosen Geschlecht durch viele Glieder verflucht. Was Wunder, daß die Angst allzeit ein Auge wach hatte, selbst wenn die Liebe am sorglosesten war; was Wunder, daß der Zorn, selbst wenn die Liebe am wenigsten davon träumte, in aller Stille saß und nachrechnete über Einnahme und Ausgabe, über Mein und Dein! Was Wunder, daß keine Liebe glücklich war, ehe die letzte Stunde kam, weil erst dann der Liebe *ungewisse* Forderung eingelöst war.

Was verändert sich niemals, wenn alles sich verändert? Es ist die Liebe. Und nur sie ist die Liebe, sie, die niemals etwas anderes wird; sie, die *alles* hingibt und *aus diesem Grund* nichts zu fordern hat; sie, die nichts fordert und deshalb nichts zu verlieren hat; sie, die segnet und segnet, wenn ihr geflucht

wird; sie, die ihren Nächsten liebt, aber deren Feind auch ihr Nächster ist; sie, die die Rache dem Herrn überläßt, weil sie sich vertröstet, daß Er noch barmherziger ist.

Diese Liebe ist es, von der der Apostel in unserem Texte redet, und wie diese Liebe viele Male und auf viele Weise ein apostolisches Zeugnis empfing, so zeugt er wieder hier von ihrer Macht und sagt: Liebe deckt der Sünden Menge.

Diese Worte und dieses Zeugnis wollen wir betrachten. Doch wie sollen wir davon reden? Sollen wir so reden, daß wir uns nicht Zeit geben, bei den Worten zu verweilen, weil der bloße Laut einen stillen Vorwurf enthalte, der eine Sorge wecke, der ein Streben hervorrufe hin nach dem Ziel, nach welchem jeder Mensch zu streben berufen ist. Sollen wir so reden, daß, wenn möglich, der einzelne noch in dieser Stunde sich entschließe, den günstigen Augenblick zu kaufen; daß das Wort, wenn möglich, den bewege, den es stehend und müßig traf, den Lauf zu beginnen; den, welchen es auf der Bahn traf, den Lauf zu beschleunigen; den, welchen es im Laufe traf, zu eilen nach dem Vollkommenen. Sollen wir reden wie zu Unvollkommenen! Sollen wir daran erinnern, wie selten wohl noch der gefunden ward, der entweder niemals gekannt oder ganz vergessen hatte: „die Kinderlehre der Welt", daß die Rache süß ist; sollen wir daran erinnern, daß jeder Mensch, wenn er redlich ist, nur allzu oft sich selbst ertappt, wie er weitläufig, eindringend, erfahren jene traurige Wahrheit, daß die Rache süß ist, erklären kann. Sollen wir daran erinnern, wie selten wohl noch der war,

der die Rache dem Herrn überließ in dem Vertrauen, daß Er eine noch mildere Erklärung der Schuld habe, ein noch barmherziges Urteil über sie: daß Er größer ist als eines Menschen Herz; wie oft dagegen jeder redliche Mensch sich selber gestehen muß, daß er auf die Rache just nicht deshalb verzichtete, weil er sie dem Herrn überließ. Soll ich daran erinnern, wie selten noch der war, der so vergab, daß der reumütige Feind wirklich sein Nächster ward; der, welcher durch seine Vergebung wirklich die Scheidewand hob und von keinem Unterschied wußte, nicht daß er selbst am frühen Morgen gerufen wurde und der Feind erst zur elften Stunde, nicht daß er nur fünfzig Groschen schuldig war, der Feind aber fünfhundert. Soll ich daran erinnern, wie selten auch der war, der so liebte, daß sein Ohr, wenn es dem Feinde gut ging, kein Wispern des Neides vernahm, weil sein Herz Neid nicht kannte; so liebte, daß sein Auge die Vergebung nicht reute, wenn das Glück seinen Feind begünstigte; der, welcher so liebte, daß er, wenn es seinem Feinde schlecht ging, vergessen hatte, daß es sein Feind war. Sollen wir warnen vor der in den Augen der Menschen geringeren Schuld, vor einer gewissen schlauen Verständigkeit, die listig die Fehler der Menschen zu entdecken weiß, und welche wohl nicht ihr Wissen mißbraucht, um zu richten, aber die doch durch ihre Neugierde nicht so sehr den Nächsten kränkt, wie sich selbst aufhält. Sollen wir jeden ermahnen, nach jener christlichen Liebe zu trachten, weil jeder Mensch doch selbst so oft nach Vergebung drängt; sollen wir jeden Menschen ermahnen, sich selbst zu

richten und darüber zu vergessen, andere zu richten; warnen vor dem Richten und Verurteilen, weil doch kein Mensch ganz einen anderen durchschauen kann, weil es doch zuweilen sich ereignete, daß des Himmels Zorn nicht den verzehrte, über den man ihn herniederrief, sondern daß der Herr gnädig und mild mit Wohlgefallen im geheimen auf ihn sah; sollen wir jeden ermahnen, nicht im Eifer Zorn auf einen anderen herabzurufen, damit er nicht durch seine Unversöhnlichkeit schrecklicheren Zorn über sich selbst am Tage des Gerichtes sammle!

Sollen wir so reden? Ja, es wäre für uns wohl oft am besten, daß so geredet würde, aber es zu tun ist so sehr schwierig, daß der Redende nicht selber in der Rede dazu komme, gegen die Rede zu handeln; dazu komme, andere zu richten. Ja, auch dieses, in der Rede sich selbst zu richten, ist so sehr schwierig, daß der Redende nicht in ein neues Mißverständnis sich hülle und dadurch andere störe. Deshalb wählen wir die leichtere Aufgabe. Wir wollen bei den Worten selbst verweilen, und wie alle andere Liebe in der Welt gepriesen wurde, so wollen wir die Liebe zeigen und preisen, die Macht hat, das Wunderbare zu vollbringen: der Sünden Menge zu decken. Wir wollen reden wie zu Vollkommenen. Wäre da einer, der sich nicht vollkommen fühlte — die Rede macht doch keinen Unterschied. Wir wollen unsere Seele ruhen lassen in dem Worte des Apostels, das nicht eine trügerische poetische Wendung ist, nicht ein dreister Ausbruch, sondern ein treuer Gedanke, ein vollgültiges Zeugnis,

das, um verstanden zu werden, wörtlich genommen werden muß...

Liebe deckt der Sünden Menge. Liebe macht blind, sagt ein altes Wort und will damit nicht eine Unvollkommenheit des Liebenden oder einen ursprünglichen Zustand in ihm bezeichnen; denn erst als die Liebe in seiner Seele Platz gewann, erst da ward er blind, und im Maße wie die Liebe in ihm siegte, ward er blinder und blinder. Oder war die Liebe unvollkommener geworden, als sie, nachdem sie zuerst sich selbst betrogen hatte dadurch, daß sie nicht sehen wollte, was sie doch sah, zuletzt selbst es nicht mehr sah? Oder wer verbarg am besten, der, welcher wußte, daß er etwas verborgen hatte, oder der, welcher sogar dies vergessen hatte? Für den Reinen ist alles rein, sagt ein altes Wort und will damit nicht eine Unvollkommenheit in dem Reinen bezeichnen, die nachträglich verschwinden sollte, im Gegenteil, je reiner er wird, um so reiner wird alles für ihn. Oder war es eine Unvollkommenheit des Reinen, daß er, nachdem er zuerst sich selbst unbeschmutzt von der Unreinheit erhalten hatte, indem er nicht wissen wollte, was er doch wußte, zuletzt nicht einmal mehr etwas davon wußte?

Das beruht nicht bloß auf dem, was man sieht, sondern was man sieht, beruht darauf, wie man es sieht; denn alles Betrachten ist nicht bloß ein Empfangen, ein Entdecken, sondern zugleich ein Hervorbringen, und insoweit es dieses ist, wird es ja entscheidend, wie der Betrachtende selbst beschaffen ist. Wenn einer dieses sieht, ein anderer ein anderes im Selben, so entdeckt

der eine, was der andere deckt. Insoweit der Gegenstand der Betrachtung der äußeren Welt angehört, ist es wohl gleichgültiger, wie beschaffen der Betrachtende ist, oder besser, ist die notwendige Bedingung der Betrachtung etwas für sein tieferes Wesen Unbeträchtliches; je mehr dagegen der Gegenstand der Betrachtung der Welt des Geistes angehört, um so wichtiger ist es, wie er selbst in seinem Inneren beschaffen ist; denn alles Geistige eignet man sich nur durch Freiheit zu; aber was man durch Freiheit sich zueignet, das wird auch hervorgebracht. Der Unterschied liegt nicht im Äußeren, sondern im Inneren, und von innen geht alles aus, was einen Menschen unrein und seine Betrachtung unrein macht. Das äußere Auge tut nichts zur Sache, aber „von innen heraus geht ein Schalksauge". Aber ein Schalksauge entdeckt viel, was die Liebe nicht sieht; denn ein Schalksauge sieht sogar, daß der Herr unrecht tut, wenn er gut ist. Wenn im Herzen Bosheit wohnt, sieht das Auge Ärgernis, aber wenn im Herzen Reinheit wohnt, sieht das Auge den Finger Gottes; denn die Reinen schauen Gott; aber wer Böses tut, der siehet Gott nicht.

Das Innere entscheidet, was ein Mensch entdeckt, und was er deckt. Wenn im Herzen die Lust der Sünde wohnt, entdeckt das Auge der Sünden Menge und macht sie noch mannigfaltiger; denn das Auge ist des Leibes Licht. Aber wenn das Licht, das in einem Menschen ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis! Wenn im Herzen die Angst der Sünde wohnt, entdeckt das Ohr der Sünden Menge und macht sie

noch mannigfaltiger, und was hülfe es einem solchen Menschen, daß er blind wäre; denn ein „Schalk schlägt die Augen nieder und horchet mit Schalksohren". Wenn im Herzen Liebe wohnt, ist das Auge geschlossen und entdeckt nicht der Sünde offenbare Tat, noch weniger die verborgene; denn „wer mit Augen winket, wird Mühsal anrichten", aber der, welcher den Augenwink versteht, ist nicht rein. Wenn im Herzen Liebe wohnt, ist das Ohr verschlossen und hört nicht das Wort der Welt, nicht die Bitterkeit des Spottes; denn, wer zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rats schuldig, aber der, welcher es hört, wenn es zu ihm gesagt wird, ist nicht vollkommen in der Liebe. Wenn im Herzen Jähzorn wohnt, ist der Mensch rasch bereit, der Sünden Menge zu entdecken, da versteht er herrlich eine halbe Rede, faßt hastig von ferne das Wort, kaum daß es ausgesprochen ist. Wenn im Herzen Liebe wohnt, versteht ein Mensch langsam, und hört nicht ein hastiges Wort und versteht nicht dessen Wiederholung, weil er ihm einen guten Platz gibt und einen guten Sinn, versteht nicht die lange Rede der Welt oder des Spottes, weil er noch auf ein Wort wartet, das der Rede Sinn geben soll. Wenn im Herzen Furcht wohnt, entdeckt der Mensch leicht der Sünden Menge, Trug und Betrug und Treulosigkeit und Ränke. Aber die Liebe, die der Sünden Menge deckt, ward nie betrogen. Wenn im Herzen Geiz wohnt, wenn man mit einem Auge gibt und mit sieben Augen siehet, was man dafür kriege, entdeckt man leicht der Sünden Menge. Aber wenn im Herzen Liebe wohnt, wird das Wort niemals

betrogen; denn die Liebe, wenn sie gibt, sieht nicht nach der Gabe, sondern ihr Auge achtet auf den Herrn. Wenn im Herzen Mißgunst wohnt, hat das Auge die Macht, das Unreine selbst im Reinen hervorzulocken, aber wenn im Herzen Liebe wohnt, hat das Auge die Macht, das Gute im Unreinen hervorzulieben; aber dieses Auge sieht nicht das Unreine, sondern das Reine, das es liebt und hervorliebt durch die Liebe. Ja, es gibt eine Macht dieser Welt, die in ihrer Sprache das Gute in das Böse übersetzt, aber es gibt eine Macht von oben, die das Böse in das Gute übersetzt, es ist die Liebe, welche der Sünden Menge deckt. Wenn im Herzen Haß wohnt, liegt die Sünde vor der Türe der Menschen und die Mannigfaltigkeit der Begierden liegt vor ihm; aber wenn im Herzen Liebe wohnt, ist die Sünde weit weg geflohen, und er erblickt sie nicht einmal. Wenn im Herzen Hader, Neid, Zorn, Zank und Zwietracht wohnen, braucht man da lange zu gehen, um der Sünden Menge zu entdecken, oder braucht man lange zu leben, um sie in seinem Umkreis hervorzubringen; aber wenn im Herzen Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit wohnen, was Wunder, daß ein Mensch, selbst wenn er mitten in der Sünden Menge stände, ein Fremder bliebe, ein Ausländer, der nur sehr wenig auf des Landes Brauch sich verstände, wenn ihm eine Erklärung abverlangt würde; wie sollte der nicht eine Deckung sein für der Sünden Menge!

Oder ist es nicht so, sollen wir klug sagen: die Menge der Sünden in der Welt ist und bleibt ja gleich groß, ob nun die

Liebe sie entdeckt oder nicht; sollen wir das apostolische Wort und mit ihm die Liebe, welche beschrieben wird, als eine zierliche Redensart dahinstehen lassen, die die Prüfung der Forschung nicht bestehen könnte? Aber verstand denn wirklich jene Verständigkeit die Liebe ebenso gut, wie sie der Sünden Menge verstand?! Oder wollte sie das Gegenteil einräumen, daß der Sünden Menge ebenso groß blieb, ob nun der Verstand sie entdeckte oder nicht, und nicht eher die eigene Schlauheit, die Verborgenheit der Sünden zu entdecken und zu erforschen, anpreisen? Aber da blieb es ja gleich wahr, daß der Verstand der Sünden Menge entdeckte, und daß die Liebe sie deckte; und das eine war nicht wahrer als das andere. Oder gab es noch eine dritte Weise, auf welche man, ohne verständig wissend oder liebend unwissend um sie zu werden, wissend um sie wurde; wäre ein solches Wissen nicht ein unmenschliches Wissen? Es ist nicht bloß ein rhetorischer Ausdruck, daß die Liebe der Sünden Menge deckt, sondern es ist in Wahrheit so, und dies ist die Macht der christlichen Liebe, die nicht groß ist durch auffallende Tat, wie andere Liebe es ist, sondern größer in ihrer stillen Wunderbarkeit.

Glücklich der Mensch, der die Welt in ihrer Vollkommenheit sah, als alles noch gut war; glücklich der Mensch, der mit Gott Zeuge der Herrlichkeit der Schöpfung war; seliger die Seele, die Gottes Mitarbeiter in der Liebe war; selig die Liebe, die der Sünden Menge deckt.

Liebe deckt der Sünden Menge. Der Sünden Menge, das ist ein furchtbares Wort und erinnert leicht an eine andere Verbindung, in der es nach dem Sprachgebrauch häufig vorkommt, der Geschöpfe Menge, wobei wir an die zahllose Schar der Geschöpfe denken, an das unzählige Gewimmel von lebenden Wesen, deren Zahl keiner angeben kann, weil keine Zahl groß genug ist, und weil kein Augenblick ist, da man zu zählen beginnen kann; denn in jedem Augenblick werden unzählige geboren. Verhält es sich nicht ebenso mit der Sünden Menge; denn wie es heißt, daß, wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, so ist auch die Sünde fruchtbar, und eine Sünde gebiert viele, und ihre Menge wird größer und größer. Wenn das Auge der Liebe nicht geschlossen wäre, wenn es nicht selbst durch seine Betrachtung die Menge deckte, wie wollte es da wagen, der Macht der Sünde Einhalt tun zu wollen! So deckt die Liebe eben dadurch der Sünden Menge, daß sie von vornherein sie gedeckt hat.

Ein alter Weiser hat gesagt: „Laß ab vom Hader, so unterbleiben viel Sünden.“ Aber wer die Sünden verringert, er deckt ja der Sünden Menge, und er deckt sie doppelt, indem er selbst nicht sündigt und einen anderen daran hindert. Und doch, wer vom Hader abläßt, er hindert ja einen Menschen nur einen Augenblick am Sündigen, vielleicht wird derselbe Mensch nach einer anderen Seite sich wenden und Hader suchen, aber der, welcher einen Sünder vom Irrweg abwendet, von ihm sagt der Apostel Jakobus, er decke der Sünden Menge.

Ist es aber möglich, richtig zu erzählen, wie die Liebe der Sünden Menge deckt, oder ist sie nicht noch mannigfaltiger als der Sünde Mannigfaltigkeit ist? Wenn sie das zerstoßene Rohr sieht, so weiß sie der Sünden Menge zu decken, damit das Rohr nicht zerbreche unter der Last. Wenn sie den glimmenden Docht sieht, so weiß sie der Sünden Menge zu decken, damit das Licht nicht auslösche. Wenn sie über der Sünden Menge gesiegt hat, so weiß sie wieder ihre Menge zu decken, so bereitet sie alles zum festlichen Empfang, wie der Vater des verlorenen Sohnes, so steht sie mit offenen Armen und erwartet den Verirrten, hat alles vergessen und bringt ihn selber dazu, alles zu vergessen, indem sie wieder der Sünden Menge deckt; denn die Liebe weint auch nicht über der Sünden Menge, wenn es so wäre, so sähe sie ja sie selbst, aber sie deckt die Menge. Und wenn die Sünde ihr Widerstand leistet, so wird sie noch mannigfaltiger, nie müde, in ungleichem Joch mit ihr zu ziehen; nicht müde, alles zu glauben, alles zu hoffen, alles zu dulden. Wenn die Sünde gegen die Liebe sich verhärtet, und wünscht, sie loszuwerden, wenn sie Wohlwollen mit Scheltworten bezahlt und Hohn und Spott, so vergilt die Liebe nicht Scheltwort mit Scheltwort, so segnet sie und flucht nicht. Wenn die Sünde neidisch die Liebe haßt, wenn sie in ihrer Bosheit die Liebe dazu bringen will, selbst zu sündigen, so findet sie nicht Trug in ihrem Mund, sondern Bitte und Ermahnung. Aber wenn Bitten und Ermahnungen die Sünde nur erhitzen und neuen Anlaß zu der Sünden Menge geben, so ist die Liebe stumm, aber nicht minder

treu, treu wie ein Weib rettet sie, tut es wie ein Weib — „ohne Wort". Die Sünde meinte erreicht zu haben, daß sie bald auf dem Weg getrennt sein würden, aber siehe, die Liebe blieb. Und die Sünde will die Liebe von sich stoßen, sie zwingt sie, eine Meile zu gehen, aber siehe, die Liebe ging zwei Meilen; sie schlug der Liebe rechte Wange, aber siehe, die Liebe kehrte ihr die andere auch zu; sie nahm der Liebe Kleid, aber siehe, die Liebe gab den Mantel dazu. Schon fühlt die Sünde ihre Ohnmacht, sie kann nicht aushalten mit ihr, so will sie sich losreißen, da kränkt sie die Liebe so tief wie möglich; denn mehr als siebenmal, denkt sie, kann selbst die Liebe nicht vergeben. Aber siehe, die Liebe konnte siebzigmal siebenmal vergeben, und die Sünde wird rascher müde, Vergebung zu verschulden, als die Liebe, sie zu geben. Ja, wie es eine Macht der Sünde gibt, die Ausdauer genug hat, jedes bessere Gefühl eines Menschen auszuzehren, so gibt es eine himmlische Macht, die der Sünden Menge in einem Menschen aushungert; diese Macht ist die Liebe, die der Sünden Menge deckt.

Oder ist es so nicht? Sollen wir vorziehen, eine Klugheit zu preisen, die noch furchtbarer der Sünden Menge zu schildern weiß? Oder sollen wir lieber diese Klugheit fragen, woher ihr ein solches Wissen kam? Ja, wenn sie die Liebe davon überzeugen könnte, daß es so sich verhielte, so würde die Liebe wohl niemals anfangen und nichts erreichen. Aber deshalb fängt die Liebe damit an, der Sünden Menge zu decken, und deshalb endet sie da, wo sie anfing: sie deckt der Sünden Menge.

Selig der Mann, dessen Sünden gedeckt sind, seliger die Liebe, die der Sünden Menge deckt!

Liebe deckt der Sünden Menge. Wenn die Liebe in der Welt gesiegt hätte, so wäre ja der Sünden Menge gedeckt und alles vollkommen in der Liebe. Wenn die Heerschar der Liebe in der Welt zahlreich wäre, wenn sie gleich an Zahl mit der des Feindes wäre, so daß sie Mann gegen Mann streiten könnte — ja, wie sollte die Liebe da nicht siegen, da sie der Stärkste ist! Wenn aber die Diener der Liebe eine kleine Schar sind, wenn jeder nur ein einzelner Mann ist, soll da die Liebe wirklich vermögen, der Sünden Menge zu decken? Oder ist das apostolische Wort, insoweit wir dabei an etwas anderes denken wollen als an die fromme Unwissenheit der Liebe und ihren Eifer innerhalb ihrer Grenze — ist das apostolische Wort nicht in solchem Fall eine schöne aber doch müßige Rede? Sollen wir das apostolische Wort als eine begeisterte Torheit betrachten oder lieber die Klugheit preisen, die sagt: der Gang des Lebens folgt bestimmten Gesetzen, laß die Liebe im Augenblick der Not Tür an Tür mit der Gottlosigkeit wohnen, sie nützt der Gottlosigkeit nicht. Würde der Verstand ebenso bereit das Gegenteil aussagen, daß es nichts zur Sache tue, wenn Gottlosigkeit neben der Liebe wohnt? Will der Verstand leugnen, daß im Leben oft der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden muß? Lasset uns den Verstand fragen. Ein alter Heide, der im Altertum als Weiser genannt und gepriesen wurde, segelte mit einem

Gottlosen auf demselben Schiff. Als das Schiff in Not kam, erhob der Gottlose seine Stimme, um zu beten; aber der Weise sagte zu ihm: „Sei still, Lieber, wenn der Himmel entdeckt, daß du mit an Bord bist, geht das Schiff unter." So ist es denn wahr, daß der Schuldige den Untergang des Unschuldigen veranlassen kann? Aber so ist ja das Gegenteil auch wahr! So fehlte dem Verstand vielleicht bloß der Mut, es zu glauben, und während er genug hatte von der trostlosen Klugheit, die das Elend des Lebens entdeckt, hatte er kein Herz, die Macht der Liebe zu fassen. Ist das nicht so? Denn der Verstand macht doch allzeit einen Menschen nur verzagt und kleinmütig, aber die Liebe gibt Freimut, und darum ist alle apostolische Rede freimütig. Wenn da an Bord desselben Schiffes anstatt eines Gottlosen ein frommer Mann gewesen wäre, ein Apostel?! Geschah das nicht? Es segelte ein heidnisches Schiff von Kreta und steuerte nach Rom, und das Schiff geriet in Not, viele Tage sah man weder Sonne noch Sterne, an Bord desselben Schiffes war ein Apostel, und Paulus trat vor und sagte zu denen, die mit ihm auf dem Schiffe waren: „Ihr Männer, ich ermahne euch, daß ihr unverzagt seid, denn keines Leben aus uns wird umkommen." Oder sollte Gottlosigkeit wirklich größere Macht haben als Liebe; sollte dies, daß ein Gottloser an Bord war, die Macht haben, die Lage anderer zu verändern, aber ein Apostel sollte keine solche Macht haben? Oder sagt nicht der Herr selbst, daß die Tage der Trübsal verkürzt werden sollen um der Auserwählten willen?

Ist es eine unwürdige Vorstellung von Gott, zu meinen, daß Liebe so der Sünden Menge decke? Vergessen wir nicht in unserer Rede und in unserer Überlegung, daß Gott im Himmel nicht aufgehalten wird von einer Täuschung, daß sein Gedanke lebendig und gegenwärtig ist, alles durchdringt und eines Menschen Rat richtet?! Sollte einer das Recht haben, uns zu mahnen, sobald wir die Liebe preisen wollen, uns lieber einzuschränken, um das Wahre zu sagen, nämlich daß es schön und liebenswürdig sei, daß die Liebe gerne der Sünden Menge decken und den Zorn abwenden wolle, als uns in Übertreibungen zu verirren, indem wir sagen, daß die Liebe der Sünden Menge deckt? Hat der, welcher so redet, nicht vergessen, was nicht wir vergessen, daß die Liebe für die Sünden anderer bittet; hat er nicht vergessen, daß das Gebet des Gerechten viel vermag?!

Als Abraham inständig mit dem Herrn sprach und ihn für Sodom und Gomorra bat, deckte er da nicht der Sünden Menge? Oder ist es vielleicht ein preisenswerter Scharfsinn, wenn einer sagen will, daß er durch sein Gebet ja ebensosehr an der Sünden Menge erinnerte und das Gericht herbeirief, so wie sein eigenes Leben bereits ein Gericht war, daß, wenn es die Kraft zu einer Bedingung hätte, eher das Gericht noch schrecklicher machen müßte? Wie bat Abraham? Lasset uns menschlich darüber reden! Riß er nicht den Herrn gleichsam mit hinein in seinen Gedankengang, brachte er nicht den Herrn dazu, der Sünden Menge zu vergessen, um die Zahl der Gerechten zu zählen, ob fünfzig, fünfundvierzig, vierzig, dreißig, zwanzig, ja sogar

nur zehn Unschuldige wären. Deckte Abraham da nicht der Sünden Menge, beweist der Untergang der Stadt das Gegenteil oder beweist er anderes, als daß nicht einmal zehn Unschuldige in Sodom waren? Und doch, was war selbst Abraham im Vergleich mit einem Apostel; was war sein Freimut im Vergleich mit dem eines Apostels?

Groß ist ein Mensch, daß sein Leben, so es gerecht ist, auch die Engel richten wird; seliger die Liebe, die der Sünden Menge deckt!

Wir haben die Macht der Liebe, der Sünden Menge zu decken, gepriesen, wir haben wie zu Vollkommenen geredet. War einer, der sich nicht vollkommen fühlte, die Rede machte keinen Unterschied. Lasset uns noch einmal bei dieser Liebe verweilen, um das Bild von ihr zu betrachten, das zur Anschauung vor die Seele sich stellt. War da einer, der, indem er sich selbst in diesem Spiegel betrachtete, von seiner Ungleichheit sich vergewisserte, war es der Fall mit allen: die Rede macht keinen Unterschied.

Als die Schriftgelehrten und die Pharisäer ein Weib in offenbarer Sünde ergriffen hatten, stellten sie sie in die Mitte des Tempels vor das Angesicht des Erlösers; aber Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger in den Sand. Er, der alles wußte, wußte wohl auch, was die Schriftgelehrten und die Pharisäer wußten, ehe sie es Ihm sagten. Die Schriftgelehrten und die Pharisäer entdeckten rasch ihre Schuld, es war ja auch leicht, da ihre Sünde offenbar war. Sie entdeckten

zugleich eine andere Sünde, die, deren sie selber sich schuldig machten, indem sie ränkevoll dem Herrn eine Falle stellten. Aber Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger in den Sand. Warum bückte Er sich nieder; warum schrieb Er mit dem Finger in den Sand? Saß Er da wie ein Richter, der auf die Rede des Anklägers genau achtet, der lauschend sich bückt und den Klagepunkt aufzeichnet, daß er ihn nicht vergesse und daß er streng richte; war dieses Weibes Schuld das einzige, das schriftlich vom Herrn aufgezeichnet wurde? Oder schreibt, wer mit dem Finger in den Sand schreibt, schreibt er nicht eher, um auszulöschen und zu vergessen? Da stand die Sünderin, umringt von vielleicht Schuldigeren, die laut sie anklagten, aber die Liebe bückte sich nieder und hörte nicht die Anklage, die über Ihr Haupt in der Luft verwehte, Sie schrieb mit dem Finger, um auszulöschen, was Sie selbst wußte; denn die Sünde entdeckt der Sünden Menge, aber Liebe deckt der Sünden Menge. Ja, selbst in den Augen der Sünde deckt die Liebe der Sünden Menge; denn durch ein Wort des Herrn verstummten die Pharisäer und die Schriftgelehrten, und es war kein Ankläger mehr, keiner, der sie richtete. Aber Jesus sagte zu ihr: „Ich verdamme dich auch nicht, gehe hin und sündige hinfort nicht mehr; denn die Strafe der Sünde gebiert neue Sünde, aber Liebe deckt der Sünden Menge."

Zweiter Teil.

Wie die apostolische Rede durch ihren Inhalt von aller nur menschlichen Rede wesentlich verschieden ist, so ist sie es auch auf mancherlei Weise durch ihre Form. Um ein einzelnes zu nennen: sie hält den Hörer nicht auf und lädt ihn nicht ein, zu ruhen; sie hält den Redner nicht auf und läßt ihn selbst der Arbeit nicht vergessen. Die apostolische Rede ist bekümmert, feurig, brennend, entflammt, überall und allzeit bewegt von den Kräften des neuen Lebens, rufend, zurufend, winkend, stark im Ausbruch, kurz, abgebrochen, erschütternd, selbst durchschüttert so von Furcht und Zittern, wie von Sehnsucht und seliger Erwartung, zeugend überall von des Geistes kräftiger Unruhe und der tiefen Ungeduld des Herzens. Wie sollte der, der selber läuft, Zeit zu langer Rede bekommen; so müßte er selbst stille stehen! Wie sollte der, der alles für alle sein will, Zeit zu weitläufiger Betrachtung bekommen; so würde er ja nicht hurtig genug die Waffen des Geistes wechseln können! Wie sollte der, der mit der Hoffnung vollen Segeln nach dem Vollkommenen steuert, viele Augenblicke zu menschlicher Ausführlichkeit haben! Aber ist die apostolische Rede allzeit ungeduldig wie eine Gebärende, so sind es im besonderen doch zwei Betrachtungen, die sie noch mehr entflammen: die Vorstellung, daß die Nacht vorbei ist und der Tag angebrochen; daß die Nacht lange genug gedauert hat und es gilt, den Tag zu benützen, und die andere Vorstellung, daß die Zeit kommt, wo man nicht

mehr arbeiten kann, daß die Tage gezählt sind, daß das Ende nahe ist, daß aller Dinge Ende sich nähert.

Auch der vorgelesene Text zeugt von dieser apostolischen Feurigkeit und beginnt mit einem: deshalb, dem im Briefe des Apostels die unmittelbar vorhergehenden Worte entsprechen: „Es ist aber nahe kommen das Ende aller Dinge", welche Worte nicht bloß jenes deshalb erklären, sondern auch, was vielleicht, menschlich gesprochen, im Text eine Erklärung brauchen könnte, der ja zugleich zeigt, wie die apostolische Ungeduld so sehr verschieden ist von der Übereilung eines gereizten Menschen. Denn scheint es nicht eigentümlich, daß an die schöne Ermahnung: „Vor allen Dingen aber habt untereinander eine brünstige Liebe!" gerade auf die daran geknüpften bedeutungsvollen Trostworte: „Liebe deckt der Sünden Menge" eine scheinbar so zufällige Ermahnung folgt wie diese: „Seid gastfrei untereinander ohne Murmeln." Und doch beweist eben diese Mahnung die apostolische Autorität und Weisheit. Wo gab es wohl einen aufgeregten Mann, der, wenn er diese Worte gesagt hätte: „Es ist aber nahe kommen das Ende aller Dinge", eine solche Ermahnung hinzugefügt hätte?! Sollte es nicht von selbst folgen, daß sie überflüssig wäre? Denn würde er nicht, wenn möglich, mit seiner Rede bewirken, daß die Häuser leer würden, so daß kaum einer sich fände, der gastfrei sein wollte, und wenn es einen solchen doch gäbe, er nicht nötig hätte, in Verlegenheit zu kommen? Aber so ist ein Apostel nicht ungeduldig, und seine Unruhe ist höher, als alle menschliche Besonnenheit.

Der Apostel liebt seine Gemeinde zu hoch, um schwach das Furchtbare zu verschweigen: daß das Ende aller Dinge sich nähert, aber auf der anderen Seite weiß er sofort wieder die Gemeinde so zur Ordnung zu rufen, daß es ist, als wäre der Schrecken vergessen, als wäre Friede und Sicherheit, erwünschte Gelegenheit, selbst in den geringfügigzen Verhältnissen des Lebens seine Liebe zum Nächsten zu beweisen. Die Rede davon, daß das Ende aller Dinge nahe ist, ist hier nicht eine unfruchtbare Gewitterwolke, die hinfährt und alles verwirrt, sondern eine Angst, welche die Luft reinigt, und alle milder macht und innerlicher und liebreicher und rascher, die gelegene Zeit zu kaufen, aber auch stark genug, nicht matt zu werden durch den Gedanken, daß die gelegene Zeit vorüber sei. Der Apostel, der redet, ist nicht in Träumen berauscht, sondern nüchtern in seinen Gedanken und in seiner Rede.

„Aber aller Dinge Ende ist nah." Das ist ein furchtbares Wort selbst im Mund eines Leichtsinnigen, geschweige in dem eines Apostels. Doch darum fügt Petrus auch ein Trostwort hinzu, das stark ist, um die Angst zu überwinden: „Liebe deckt der Sünden Menge". Oder braucht es das vielleicht nicht? Ist mit dem Ende aller Dinge alles vorbei? Braucht es ein anderes Versteck, als das, welches jedem vergönnt wird, dem Gerechten und dem Ungerechten? Ist der, welcher im Schoße der Erde liegt, nicht gedeckt und wohl verwahrt? Sollte einer sein, der hier den Apostel nicht verstand, weil er nicht ausdrücklich den Tag nennt, an dem von einer solchen Liebe die Rede sein wird? Oder haben

des Schreckens und dann auch des Trostes Worte ihre Bedeutung dadurch verloren, daß das Ende aller Dinge nicht eintraf, wie es vorausgesagt war? Ist ein Apostel ein müßiger Mann, dem bloß daran liegt, im allgemeinen das Ende aller Dinge vorauszusagen, als etwas, das ihn selbst und die Einzelnen nichts angeht, außer insoweit es die Neugierde zufriedenstellen könnte? Oder lag ihm nicht vornehmlich im Sinn, daß mit dem Ende aller Dinge auch seine und seiner Gemeinde Tage gezählt wären? Aber dies traf ja wirklich den Apostel und die Gemeinde; das wiederholt sich beständig im Geschlecht, und das Nächste wiederholt sich auch; denn dem Menschen ist gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht. Aber am Tage des Gerichts wird auch eine Rüstung gefordert. Diese beschreibt der Apostel und ihre Vollkommenheit. Diese Rüstung ist die Liebe; das einzige, das nicht abgeschafft werden soll, das einzige, das bei einem Menschen im Leben bleibt und bei ihm im Tode bleibt, und im Gericht siegen soll. Denn die Liebe ist nicht wie ein betrügerischer Freund, der zuerst einen Menschen verführt und dann bei ihm bleibt, um seiner zu spotten. Nein, die Liebe bleibt bei einem Menschen; und wenn alles für ihn sich verwirrt, wenn die Gedanken anklagend aufstehen, wenn die Angst richtend ihr Haupt erhebt, da droht ihnen die Liebe und sagt zu ihm: Hab bloß Geduld, ich bleibe bei dir, und zeuge für dich, und mein Zeugnis soll doch die Verwirrung überwinden. Ja, selbst wenn die Liebe einen Menschen irre führte, wenn sie selbst auch nicht hintennach ihn freisprechen kann, sie sagt doch: Sollte ich

dich verlassen in der Stunde der Not? wenn auch alles dich verließe, wenn du von dir selber verlassen würdest, ich bleibe doch bei dir, ich, die dich irre führte, aber die auch den Trost für dich hat, daß ich es war, die es tat. Wenn es so nicht wäre! Welche Macht vermag einen Menschen so zu bewegen, das Schreckliche zu wagen, wie die Liebe! Welches Entsetzen, wenn sie nicht zugleich verstände, sich für sich selbst zu erklären, verständlich für den Einzelnen, wenn auch keine andere Seele es verstände!

So lasset uns näher das apostolische Wort überlegen. Der Apostel redet zu Unvollkommenen; wie sollte auch ein Vollkommener der Sünden Menge haben, die gedeckt werden müßte! Aber die Unvollkommenen, die Zerknirschten, sie tröstet er auch mit dem Gedanken, daß Liebe der Sünden Menge decke. Wir sollen nicht leichtsinnig das apostolische Wort verfälschen, nicht klug uns selber betrügen und das Wort hintergehen mit der Meinung, daß der, welcher Liebe hat, vollkommen ist. Wer sich nicht in der Menge der Sünden befindet, die gedeckt werden müssen, auf ihn paßt das Wort nicht; aber, wer sich nicht trösten lassen will, dem nützt das Wort nichts; denn darin liegt der Trost, daß in demselben Herzen, in welchem der Sünden Menge ist, Liebe wohnen kann, und daß diese Liebe die Macht hat, der Sünden Menge zu decken.

Doch wie ist dieses möglich? Liebe entdeckt ja in einem selbst der Sünden Menge. Gab es nicht oft in der Welt den, der leicht und sorglos hinlebte mit dem Frohsinn der Jugend, ohne sich zu überheben aus eigener Vollkommenheit, aber auch ohne sich

gebeugt zu fühlen oder aufgehalten von irgendeinem beschwerenden Bewußtsein, bis die Liebe ihn ergriff, und das Vergangene ihm nicht mehr behagte, weil die Liebe auf so mancherlei Weise Unvollkommenheit und Schwachheit entdeckt hatte. Ging es dem Verständigen besser? Er mißbilligte den Leichtsinn der Jugend, er achtete auf sich selbst, er strebte seine Fehler abzulegen, aber durch dieses Streben gewann er auch eine Selbstzufriedenheit, welche die Probe des Verstandes nicht fürchtete, die Ehre nahm von den Menschen, die die Welt zum Kampf herausforderte — da zielte die Liebe auf ihn, und siehe! er, der sein Haupt stolz getragen hatte, dessen Blick die Menschen beherrscht hatte, er schlug jetzt die Augen nieder; denn er hatte der Sünden Menge entdeckt. Und er, der vor dem strengen Urteil des Verstandes bestehen konnte, er konnte das milde der Liebe nicht aushalten! Doch dem Gerechten geschieht solches nicht. Er war streng gegen sich selbst und wünschte nicht, wie andere zu sein, er wußte, daß der, welcher sich selber bewahren will, arbeiten und vieles sich versagen muß, aber er wußte auch, was er in diesem Kampf gewänne: daß er Erkenntnis der Weisheit gewänne, daß es eine Gerechtigkeit im Himmel gibt; denn er dünkte sich selbst gerecht. Da sah die himmlische Liebe nieder auf ihn, und siehe! er, der sich darauf vertröstet hatte, jedem das Seine geben zu können, dem Menschen, was des Menschen ist, Gott, was Gottes ist; er, der schon hier im Leben sich darauf freute, am Tage des Gerichts die Rechenschaft abzulegen, er hatte nun der Sünden Menge entdeckt, so daß er nicht eins auf tausend erwidern

konnte. Ja, nicht nur, daß die Liebe so in einem Augenblick das Verborgene entdeckte, nein, es war, als vermehrte die Liebe der Sünden Menge in der Zukunft. Was er in stolzer Zuversicht zu sich selbst leicht überwunden hatte, das fiel ihm nun schwer, weil seine Seele bekümmert war in Liebe. Wo er zuvor keine Versuchung geahnt hatte, da sah sie nun lockend nach ihm, und er vernahm Furcht und Zittern, das er nie gekannt hatte. Und daß es in Wahrheit so sei, darüber vergewisserte er sich leicht; denn wollte er seiner eigenen Gerechtigkeit sich überlassen, so verschwand die Versuchung.

Aber ist es möglich, daß dieselbe Macht, die der Sünden Menge entdeckt; dieselbe Macht, die, indem sie die Bekümmerung der Liebe in eines Menschen Herz gießt — daß dieselbe Macht sie decken kann in demselben Menschen? Und doch, wäre es gut, daß es nicht so wäre? Was ist Liebe? Ist sie ein Traum in der Nacht, in welchen man sich schläft? Ist sie eine Betäubung, in der alles vergessen ist? Sollen wir verächtlich von der Liebe denken, daß sie in diesem Sinn der Sünden Menge decke? So wäre es besser, den Leichtsinn der Jugend zu behalten, oder die Selbstprüfung des Mannes, oder die eigene Gerechtigkeit des Menschen. Soll die Weisheit gekauft werden, der Verstand gekauft werden, der Friede des Herzens gekauft werden, des Himmels Seligkeit gekauft werden, soll das Leben mit den Geburtswehen gekauft werden — die Liebe aber sollte keine Wehen kennen? Liebe ist kein Traum; sollten wir sie aber so nennen, so wäre es wohl am besten zu sagen: ihr erster Schmerz ist ein

unruhiger und angstvoller Traum, der mit einem seligen Erwachen endet zu der Liebe, die der Sünden Menge deckt. Denn Liebe nimmt alles. Sie nimmt eines Menschen Vollkommenheit, und will er hier karg sein, so ist die Liebe ihm hart; aber sie nimmt auch seine Unvollkommenheit, seine Sünde, seine Sorge. Sie nimmt seine Stärke von ihm! aber auch sein Leiden, oder welche furchtbaren Leiden deckte nicht die Liebe, als wären sie nicht da, sondern nur die Freude der Liebe, einen anderen zu retten? Aber wenn sie das von ihm nimmt, so deckt sie es ja; wenn sie alles nimmt, so deckt sie alles! wenn sie, je nachdem sie es von ihm nimmt, ihm etwas anderes dafür gibt, so deckt sie ja über allen Verstand. Die Menschen haben oft gemeint, daß es andere Mittel gäbe, die wegzunehmen vermöchten und dadurch zu decken, was man gedeckt wünschen müßte. Indessen hat ein alter Heide schon gesagt: es hilft einem Menschen nichts, von der Sorge wegzureiten, sie sitzt hinter ihm auf dem Pferd. Diese seine Worte sind oft wiederholt worden als solche, die einen tiefen Einblick in das menschliche Herz verraten. Und doch: wenn jener alte Heide, der auf seinem Pferd mit der Sorge hinter sich durch das Leben ritt — wenn er nicht nötig gehabt hätte, hinter sich zu sehen —; aber das tut die Liebe nicht. Wie sollte auch das Auge, das liebt, Zeit bekommen, nach dem zu sehen, was zurückliegt, so müßte es ja für diesen Augenblick seinen Gegenstand fahren lassen! Wie sollte das Ohr, das liebt, Zeit bekommen, die Anklage zu hören, so müßte es ja für diesen Augenblick aufhören, auf die Stimme der Liebe zu hören! Und

wenn das Auge danach schielt, wenn das Ohr danach lauscht, so ist das Herz kleinlich, und dies ist nicht die Schuld der Liebe, ja, sie ist erzürnt darüber; denn der, welcher seine eigene Vollkommenheit bedenken will, liebt nicht, und der, welcher seine eigene Unvollkommenheit in Anschlag bringen will, liebt auch nicht. Ja, wenn er sich selbst so unvollkommen glaubte, daß er auf Grund dessen von der Liebe ausgeschlossen wäre, so zeigte er, daß er nicht liebte, denn er schlug seine Unvollkommenheit an und brachte sie in Rechnung, als wäre sie eine Vollkommenheit. Aber Liebe nimmt alles. Und der, welcher sich ausschließt, will entweder über sich selbst sich freuen und nicht über die Liebe sich freuen; oder er will über sich selbst trauern und nicht über die Liebe sich freuen.

Doch um einen Menschen so zu lieben, muß man den Mut haben, lieben zu wollen; denn das ist das Geheimnis der irdischen Liebe, daß sie ein Gepräge der göttlichen Liebe auf sich trägt, ohne das sie eine Torheit wäre oder eine fade Liebelei, wie wenn der eine Mensch so vollkommen wäre im Vergleich zum anderen, daß er diese Angst wecken oder imstande sein könnte, alles zu nehmen. Um Gott so zu lieben, ist eine demütige Freimütigkeit gefordert; denn die Gottesliebe erwacht in jedes Menschen Brust weinend, wie der zarte Säugling, nicht lächelnd wie das Kind, das die Mutter kennt. Aber wenn die Gottesliebe den Herrn festhalten will, so erhebt sich der Feind furchtbar gegen sie, und die Macht der Sünde ist groß, Angst einzujagen. Doch die Liebe schließt ihr Auge nicht in der Stunde der

Gefahr, sie bietet sich selber dar, um, wie ein alter Psalmensänger sagt, um „durch die Pfeile der Sünden in des Paradieses Frieden zu dringen“. Und in je weiterer Ferne sie die Menge der Pfeile erblickt, desto furchtbarer wirken sie, aber je näher sie vordringt, um so weniger sieht sie die Pfeile, und wenn sie alle in ihrer Brust aufgefangen hat, verwundet von ihnen allen, so sieht sie ja nicht mehr die Pfeile, sondern nur die Liebe und die Seligkeit des Paradieses.

Als Jesus eines Tages zu Tische saß bei einem Pharisäer, trat ein Weib ein in dasselbe Haus. Ein Weib war kein geladener Gast, dieses am wenigsten von allen; denn die Pharisäer wußten, daß sie eine Sünderin war. Wenn nichts anderes sie erschrecken und aufhalten gekonnt hätte, die stolze Verachtung der Pharisäer, ihr schweigender Unwille, der Zorn ihrer Heiligkeit hätte sie wohl abschrecken können; aber sie trat hinten zu Seinen Füßen und weinte, und fing an, Seine Füße zu netzen mit Tränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte Seine Füße und salbte sie mit Salbe. Da war ein Augenblick der Angst; was sie einsam gelitten hatte, ihr Gram, die Anklage in ihrer eigenen Brust ward noch furchtbarer; denn diese verstand ganz wohl, daß sie Beifall hatte in der Miene der Pharisäer. Aber sie trat vor, und indem sie den Feind schlug, schlug sie sich selbst zur Ruhe, und da sie Ruhe gefunden hatte zu den Füßen Christi, verlor sie sich im Werke der Liebe. Und allwie sie weinte, vergaß sie zuletzt, worüber sie anfangs geweint hatte: die Tränen der Reue wurden Tränen der An-

betung. Ihr wurden viele Sünden vergeben, weil sie viel liebte. Es gab solche in der Welt, die, nachdem sie ihr Leben im Dienste der Lust verloren hatten, zuletzt sich selbst verloren und kaum mehr sich selbst erkannten. Das ist der schändliche und entsetzliche Betrug der Lust, daß sie einen Menschen um ihn selber betrügt und ihn nur eine leichtsinnige, vorübergehende Ahnung von dem eigenen Dasein behalten läßt; daß sie sich vermißt, Gott um sein Mitwissen im Geschöpf betrügen zu wollen. Diesem Weibe ward die Gnade vergönnt, gleichsam sich aus sich selbst herauszuweinen und in den Frieden der Liebe sich zu weinen. Denn dem, welcher viel liebt, wird viel vergeben. Und das ist der Liebe seliger Betrug, „daß der, welchem viel vergeben wird, viel liebt“, so daß dies: Viel Vergebung bedürfen zum Ausdruck für die Vollkommenheit der Liebe wird.

Aber wenn auch die Liebe im Angeklagten selbst die Macht hätte, ihm den Anblick der vielen Sünden zu entziehen, so daß er verloren in Liebe sie nicht mehr sähe, weil die Liebe sie deckte — ist er damit für immer gerettet? Soll nichts ihn aufhalten auf seinem Weg und ihn plötzlich zwingen, zu erinnern, was die Liebe deckte; kommt kein Gericht von außen über einen Menschen? Hat die Liebe hier wieder dieselbe Macht, so daß nicht einmal der Richter der Sünden Menge entdeckt, weil die Liebe sie deckt. Laß einen Richter sich täuschen, durchdringt er nicht jeden Schleier und macht alles offenbar? Laß einen Richter sich bestechen lassen, fordert er nicht unbeugsam, was die Forderung des Gerichts ist? Läßt das Urteil der Welt sich täuschen? Viete

ihr diese Liebe an, und du fährst fort, Schuldner zu sein; bring ihr deines Herzens bestes Gefühl, und du fährst fort, Schuldner zu sein; biete die Tränen der Reue, und das Gericht fordert die eigene Gerechtigkeit. Läßt das Urteil der Liebe sich bestechen? Biete ihr Gold, sie wird dich verachten; biete ihr Macht und Gewalt, sie verschmäht dich; biete die Herrlichkeit der Welt, sie richtet dich, daß du die Herrlichkeit der Welt liebtest; verkünde deine wunderbaren Taten, sie richtet dich, daß du nicht in der Liebe warst. Denn das Gericht fordert, was des Gerichtes Forderung ist, und das Urteil der Welt fordert, was der Welt ist, und dies verbirgt in ihren Augen, was da mangelt; aber das Urteil der Liebe fordert, was der Liebe ist; denn der, welcher richtet, fordert, aber der, welcher fordert, sucht, und der, „welcher Sünde zudeckt, sucht Liebe"; aber der, welcher Liebe findet, deckt der Sünden Menge; denn der, welcher findet, was er suchte, deckt ja, was er nicht suchte.

Ist das Wort des Apostels nicht ein Trost, der Freimütigkeit gibt im Gericht; ist es nicht ein Trost, gerade wie er gebraucht wird; denn geht er nicht über allen Verstand! Groß ist es für den Verstand, alles zu erinnern; eine Torheit ist es für ihn, daß die Liebe der Sünden Menge decke. Oder sollten wir uns dieses Trostes berauben, indem wir verständig gleichsam die Liebe abweisen wollen, indem wir sie zerstückeln als Entgelt für die einzelnen Sünden, und so in den Sünden bleiben? Sollten wir uns von der Liebe ausschließen; denn, wenn wir in ihr bleiben, wo ist der, der anklagt? Oder ist es nicht dieselbe Liebe

in einem Menschen, die vor ihm selbst der Sünden Menge deckte, dieselbe Liebe, die vor der Liebe der Sünden Menge deckte? Ja, selbst wenn die Liebe nicht ganz in einem Menschen gesiegt hätte, selbst wenn die Angst entdeckte, was die Liebe nicht Kraft genug hatte, in ihm zu decken, so wird doch am Tage des Gerichts „die Liebe" der Liebe in ihm zu Hilfe kommen, die Furcht ausjagen und der Sünden Menge decken.

Da Jesus eines Tages zu Tisch saß bei einem Pharisäer, trat in dasselbe Haus ein Weib ein; sie war niedergebeugt; denn sie hatte viele Sünden. Das Urteil der Welt stand lesbar im Antlitz der Pharisäer; sie ließ sich nicht täuschen, ihre Sorge und ihre Tränen verbargen nichts, sondern offenbarten alles, und da war nichts zu entdecken, als der Sünden Menge. Doch sie suchte nicht das Urteil der Welt, „sondern sie trat hinten zu Jesu Füßen und weinte". Da entdeckte die Liebe, was die Welt deckte —: die Liebe in ihr; und da sie in ihr nicht gesiegt hatte, kam die Liebe des Erlösers ihr zu Hilfe, „daß sie, der die fünfhundert Pfennig nachgelassen wurden, am höchsten liebte", und Er machte die Liebe in ihr noch mächtiger, der Sünden Menge zu decken, die Liebe, die schon da war; denn „ihr wurden ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viel liebte!"

*

Selig der Mensch, dessen Herz mit ihm zeugt, daß er viel liebte; selig ein Mensch, wenn Gottes Geist, der alles weiß, zeugt, daß er viel liebte; für ihn gibt es Trost hier und dort; denn Liebe deckt der Sünden Menge.

Über den Glauben

Gebet

Wieder ist ein Jahr vergangen, himmlischer Vater! Wir danken Dir dafür, daß es zur Zeit der Gnade gelegt ward, und erschrecken nicht darüber, daß es auch zur Zeit der Rechenschaft gelegt werden soll; denn wir vertrösten uns auf Deine Barmherzigkeit. Das neue Jahr steht vor uns mit seinen Forderungen; und gehen wir auch gebeugt und bekümmert hinein, weil wir vor uns nicht verheimlichen können und wollen den Gedanken an der Augen Lust, die betörte; an die Süße der Rache, die verführte; an den Zorn, der uns unversöhnlich machte; an das kalte Herz, das weit von Dir wegfloh; — so gehen wir doch auch nicht ganz mit leeren Händen hinein; denn wir wollen auch sie mit uns nehmen: die Erinnerungen an die bangen Zweifel, die beruhigt wurden; an die stillen Bekümmerungen, die gelindert wurden; an den niedergedrückten Sinn, der erhoben wurde; an die frohe Hoffnung, die nicht beschämt wurde. Ja, wenn wir in sorgenvollen Augenblicken unsern Sinn stärken und aufrichten wollen durch den Gedanken an die großen Männer, Deine erwählten Werkzeuge, die in schweren Anfechtungen, in der Angst des Herzens den Sinn frei behielten, den

Mut ungeschwächt, den Himmel offen, so wollen wir auch dazu unser Zeugnis legen in der Überzeugung, daß, wenn auch unser Mut im Vergleich mit dem Jener nur Mißmut ist, unsere Macht nur Ohnmacht, Du doch derselbe bist, derselbe gewaltige Gott, der die Geister prüft im Streit, derselbe Vater, ohne dessen Wille nicht ein Sperling zur Erde fällt. Amen.

* *

*

Gal. III, 23—29: „Ehedenn aber der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetz verwahret und verschlossen auf den Glauben, der da sollte offenbar werden. Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube kommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Denn wieviel euer auf Christum getauft sind, die haben Christum angezogen. Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu. Seid ihr aber Christi, so seid ihr ja Abrahams Same und nach der Verheißung Erben.

Das Fest, das wir heute feiern, hat keinen kirchlichen Namen, und doch ist seine Feier uns nicht weniger willkommen; seine Aufforderung zum stillen Nachdenken ist nicht weniger ernst. Ein Jahr ist vergangen, ein neues hat begonnen; noch ist in ihm nichts geschehen; das Vergangene ist abgeschlossen, das Gegenwärtige ist nicht, nur das Künftige ist, welches nicht ist. Im täglichen Leben pflegen wir einander das eine oder andere Gut zu wünschen. Je nachdem wir eines Menschen besondere Verhältnisse zu kennen glauben, seine Gedanken und sein Vorhaben, im selben Grad meinen wir auch imstande zu sein, ihm ein bestimmtes Gut wünschen zu können, das gerade für ihn und für sein Leben paßt. Auch an diesem Tag unterlassen wir es nicht, andern Menschen unser Wohlwollen und unsere Teilnahme zu erweisen, indem wir ihnen dieses oder jenes Gut wünschen. Aber da an diesem Tag der Gedanke an das Künftige und die darin liegende unerforschliche Möglichkeit recht lebendig für uns wird, ist unser Wunsch gerne von allgemeinerer Art, weil wir hoffen, daß des Wunsches größerer Umfang leichter die Mannigfaltigkeit des Künftigen wird fassen können; weil wir die Schwierigkeit fühlen, im Verhältnis zu dem Unbestimmten und dem Unbestimmbaren etwas Bestimmtes zu wünschen. Indes wir lassen diese Schwierigkeit unsern Wunsch nicht aufhalten, wir geben dem Gedanken nicht Zeit, des Herzens rätselvollen und unbestimmten Trieb zu beunruhigen, wir folgen einem Wohlwollen, das, wenn es auch mit dem Namen der Liebe geehrt zu werden nicht verdient, doch auch nicht als

Leichtsinn herabgesetzt werden darf. Nur mit Rücksicht auf einen einzelnen Menschen machen wir vielleicht eine Ausnahme. An ihm hängt unser Herz fester, um sein Wohl sind wir bekümmerter. Je mehr dieses der Fall ist, um so mehr werden wir uns der Schwierigkeit bewußt. Indem der Gedanke in das Künftige sich vertieft, geht er irr in seinem rastlosen Streben, dem Rätselvollen eine Erklärung abzuzwingen oder abzulocken; spähend hastet er von einer Möglichkeit zur andern, aber vergebens; und unter all dem wird die wünschende Seele betrübt, die sitzt und wartet, daß der Gedanke zurückkehren und sie erleuchten möge, was mit all ihrer Innerlichkeit sie wünschen dürfte. Was andere leicht und ohne Mühe tun, das fällt diesem Menschen hart und schwer; was er selbst leicht für andere tut, das fällt ihm schwer bei dem, den er am höchsten liebt, und die Schwierigkeit wird größer, je höher er liebt. Zuletzt wird er ratlos; er will den Geliebten seiner Macht nicht entschlüpfen lassen, ihn nicht der Gewalt der Zukunft überlassen, und doch muß er es; er will ihn begleiten mit allen guten Wünschen, und nun hat er nicht einen einzigen.

Wenn eines Menschen bekümmerte Seele, gleich einem Gefangenen, in diese Schwierigkeit sich verstrickt fühlte, so würde er wohl auch auf die Zeugnisse sich besinnen, die er an heiligen Orten gehört hatte, er würde vielleicht auch dorthin gehen, um wieder zu überlegen und nachzuforschen, ob es doch nicht einen Wunsch gebe, der so sicher sei, daß er seiner ganzen Seele Innerlichkeit in ihn legen dürfe, ohne einen Teil von ihr zurück-

zubehalten für einen andern Wunsch, der für den Geliebten auch von Wichtigkeit wäre; so sicher, daß eher zu befürchten wäre, daß er nicht Innerlichkeit genug hätte, um das zu wünschen, was gewünscht werden sollte; einen Wunsch, den mit neuen Wünschen, daß er auch dauern möchte, zu begleiten er nicht nötig hätte; einen Wunsch, der nicht ränkevoll fortdauerte, wann man doch aufgehört hatte, ihn zu wünschen; einen Wunsch, der nicht ein einzelnes Ding anginge, damit er nicht ein anderes einzelnes Ding vergessen hätte, das später störend eingreifen könnte; einen Wunsch, der nicht das Gegenwärtige anginge, sondern auf das Künftige paßte, so wie dieses ja der Anlaß zu seinem Wunsch war. Gäbe es einen solchen Wunsch, so wäre jener Mensch frei und froh, froh durch seinen Wunsch, froher dadurch, daß er ihn dem andern wünschen konnte.

Und so wird an diesen heiligen Orten von vielen guten Dingen geredet. Hier wird geredet von den Gütern der Welt, von Gesundheit, frohen Tagen, Reichtum, Macht, Glück, einem herrlichen Gedächtnis; und hier wird gewarnt vor ihnen; denn die, welche sie haben, werden gewarnt, daß sie nicht glauben an sie; die, welche sie nicht haben, werden gewarnt, daß ihr Herz nicht nach ihnen dränge. Vom Glauben aber wird eine andere Sprache geführt. Es wird gesagt, daß er das höchste Gut sei, das schönste, das teuerste, aller Seligkeit Reichtum, nicht zu messen mit etwas anderem und nicht zu erstatten. Ist er nun so verschieden von den andern Gütern, daß er das höchste ist, aber im übrigen von derselben Art wie jene, flüchtig und unstet,

nur einzelnen Auserwählten zugeteilt, selten für das ganze Leben? Wäre es so, dann wäre es unerklärlich, daß an den heiligen Orten allzeit vom Glauben geredet wird, daß er wieder und wieder gepriesen und gerühmt wird. Der, welcher reden sollte, müßte entweder im Besitz dieses Gutes sein oder es entbehren. Wenn er es besäße, so würde er wohl sagen: „Ich gestehe gerne, daß es das Herrlichste von allem ist, aber es preisen vor den andern! Nein, das kann ich nicht, das hieße, es denen noch schwerer machen, die es nicht haben; außerdem ist ein geheimer Schmerz an dieses Gut geknüpft, der mich einsamer macht, als die schwersten Leiden." Und das wäre edel und gütig von ihm gedacht. Aber der, der es nicht hätte, er könnte es nicht rühmen. So würde das Gegenteil von dem geschehen, was geschieht; der Glaube wäre das einzige Gut, das niemals an diesen Orten genannt würde; denn es wäre zu groß, als daß man davor warnen könnte, zu herrlich, als daß man es preisen dürfte, aus Furcht, die könnten zur Stelle sein, die es nicht besitzen und es nicht bekommen konnten. Nun ist aber der Glaube von einer andern Beschaffenheit; er ist nicht bloß das höchste Gut, sondern er ist ein Gut, dessen alle teilhaftig werden können; und der, der sich seines Besitzes erfreut, er freut sich zugleich über der Menschen zahlloses Geschlecht; denn was ich besitze, sagt er, das besitzt jeder Mensch, oder kann es besitzen. Der, welcher einem andern Menschen es wünscht, er wünscht es sich selbst; der, welcher es sich selbst wünscht, wünscht es jedem Menschen; denn das, wodurch ein anderer Mensch es hat, ist nicht das,

wodurch er verschieden ist von ihm, sondern das, wodurch er eins ist mit ihm; das, wodurch er es besitzt, ist nicht das, wodurch er verschieden ist von andern, sondern das, wodurch er ganz eins ist mit allen.

Hier wäre also ein solcher Wunsch, wie ihn jener ratlose Mensch suchte; er könnte einem andern Menschen ihn wünschen von ganzem Herzen, mit all seiner Macht, mit der ganzen Seele, und dürfte dabeibleiben, es innerlicher und innerlicher zu wünschen, wie seine Liebe innerlicher würde. — So würde er es also wünschen. —

Wenn nun ein Mensch wäre, der zu einem andern ginge und zu ihm sagte: „Oft habe ich den Glauben preisen gehört als das herrlichste Gut; ich fühle wohl, ich besitze ihn nicht; meines Lebens Verwirrung, mein zerstreuter Sinn, meine vielen Bekümmerungen und so vieles andere stören mich, aber dieses weiß ich, daß ich nur einen Wunsch habe, einen einzigen, daß der Glaube mir zuteil werden möge"; wenn es ein gütiger Mensch wäre, zu dem er ginge, der antwortete: „Das ist ein schöner und ein frommer Wunsch, den du nicht loslassen sollst, so wird er wohl erfüllt werden" — würde es ihm da nicht vorkommen, als sei das eine liebliche Rede, und würde er nicht gerne auf sie hören, denn wir wollen ja alle gerne den reden hören, der von der Erfüllung unseres Wunsches redet. Doch die Zeit ging hin, und er kam nicht weiter. So ging er zu einem andern Menschen, betraute auch ihn mit seiner Bekümmerung und seinem Wunsch. Der sah ernst auf ihn und sagte: „Wie kannst du so

irre gehen? Dein Wunsch ist nicht bloß fromm und schön, und darf um keinen Preis aufgegeben werden; du bist ihm weit näher, als du selbst glaubst; denn es ist deine Pflicht, du sollst den Glauben haben, und wenn du ihn nicht hast, so ist es deine Schuld und eine Sünde!" Er würde stutzen über diese Rede, er würde vielleicht denken: so ist wohl der Glaube nicht so herrlich, wie er beschrieben wird, da er so leicht erworben wird; das wäre ja auch eine Ungereimtheit. Nach den andern Gütern reist man hinaus in die weite Welt; sie liegen verborgen an fernen Orten, die Menschen nur mit großen Gefahren zugänglich sind; oder wenn dieses nicht der Fall ist, so geht es mit ihrer Verteilung wie mit dem Wasser in dem Teiche Bethesda, von dem wir in der Heiligen Schrift lesen: einmal zuweilen stieg ein Engel hernieder und rührte das Wasser, und der, welcher zuerst kam — ja der, welcher zuerst kommt, er wird glücklich. Mit dem Glauben dagegen, mit dem höchsten Gut sollte das nicht der Fall sein, mit seinem Erwerb sollte keine Schwierigkeit verbunden sein? Indessen würde er doch wohl ernsthafter darüber nachdenken, und wenn er dann recht tief sich besonnen hätte, so sagte er vielleicht: „Er hatte doch recht, es ist so, es war eine beherzte Rede, in der Sinn und Meinung war, so soll man reden zu einem Menschen; denn Wünsche taugen zu nichts." So würde er in aller Stille die Bewegungen in seinem Innern vornehmen; und jedesmal, wenn seine Seele auf einem Wunsche zur Ruhe sich legen wollte, so riefe er sie an und sagte: „Du weißt, du sollst nicht wünschen;" und dann ging er weiter. Wenn

seiner Seele angst würde, so riefe er sie an und sagte: „Wenn du dich ängstigst, so geschieht es, weil du wünschest; denn Angst ist des Wunsches Form, und du weißt, du sollst nicht wünschen“ — dann ging er weiter. Wenn er der Verzweiflung nahe wäre, wenn er sagte: „Ich kann nicht; alle andern Menschen können, nur ich kann nicht. Oh, daß ich nie jene Rede gehört hätte, daß man mich ungestört meinen Gang hätte gehen lassen mit meinem Leid — und mit meinem Wunsch;“ so riefe er seine Seele an und sagte: „Nun bist du heimtückisch; denn du sagst, daß du wünschest, und tust, als wäre von etwas Äußerem die Rede, das man wünschen kann, während du weißt, daß es etwas Inneres ist, das man nur wollen kann; du betrügst dich selbst; denn du sagst: alle andern Menschen können, nur ich nicht, und doch weißt du, daß das, wodurch die andern Menschen es können, das ist, wodurch sie ganz eins sind mit dir, so daß, wenn es wirklich Wahrheit wäre, daß du es nicht kannst, die andern es auch nicht können. So verrätst du nicht bloß deine eigene Sache, sondern, so weit es bei dir steht, die Sache aller Menschen; und indem du demütig von ihrer Zahl dich ausschließest, mordest du arglistig ihre Kraft!“ — dann ging er weiter. Wenn er so langsam längere Zeit hindurch unter dem Zuchtmeister auferzogen worden war, so war er vielleicht zum Glauben gelangt. „War auferzogen worden“, wie wenn es ein anderer Mensch wäre, der es getan hätte. Doch dieses ist nicht der Fall; das ist nur ein Mißverständnis, nur ein Anschein. Ein Mensch kann viel für einen andern tun, aber ihm den Glauben geben

kann er nicht. Wir hören in der Welt vielerlei Rede. Der eine sagt: „Meine Bildung, sie ist mein eigenes Werk; ich schulde keinem Menschen etwas", und er meint, seinen Stolz darein setzen zu dürfen. Ein anderer sagt: „Jener ausgezeichnete Meister war mein Lehrer, und ich rechne es mir zur Ehre an, mich seinen Schüler nennen zu dürfen", und er meint, seinen Stolz darein setzen zu dürfen. Wir wollen nicht entscheiden, wieweit seine Rede berechtigt ist; aber damit Sinn in ihr sei, kann sie ja doch nur auf die vorzüglich Begabten angewendet werden; die, welche entweder ursprünglich sich selbst genug waren, oder doch so begünstigt, daß sie Schüler der Ausgezeichneten werden konnten. Wir dagegen, wir, die zu unbedeutend waren, um Schüler zu werden, was sollen denn wir sagen? Wenn ein Mann sagte: „Als die Menschen mich verschmähten, da ging ich zu Gott, Er ward mein Lehrmeister, und dieses ist meine Seligkeit, meine Freude, mein Stolz", sollte das weniger schön sein? Und doch kann jeder Mensch das sagen, darf das sagen; kann es in Wahrheit sagen, und wenn er es nicht in Wahrheit sagt, so ist es nicht, weil der Gedanke nicht wahr ist, sondern weil er ihn verdreht. Jeder Mensch darf es sagen. Ob seine Stirne flachgedrückt ist wie die des Tieres fast, oder stolzer sich wölbt als der Himmel; ob sein Arm ausgestreckt ist, über Länder und Reiche zu gebieten, oder notdürftige Gaben einzusammeln, die vom Tische des Reichen fallen; ob seinem Wink von Tausenden gehorcht wird, oder nicht eine Seele ist, die auf ihn achtet; ob die Beredsamkeit auf seinen Lippen blüht,

oder nur unverständliche Laute über sie kommen; ob er der kraftvolle Mann ist, der dem Sturme trotzt, oder das wehrlose Weib, das nur Schutz sucht gegen das Unwetter — das tut nichts zur Sache, gar nichts. Jeder Mensch darf es sagen, wenn er den Glauben besitzt, denn diese Herrlichkeit ist des Glaubens Herrlichkeit. Und den kennst du, du wirst nicht bange, wenn er genannt wird, als ob er dadurch von dir genommen würde, als ob du erst im Augenblick des Abschieds seine Seligkeit zu schmecken bekämest. Oder kennst du ihn nicht? Ach! so bist du ja unglücklich. Du könntest auch nicht trauern und sagen: „Der Geber der guten Gaben ging an meiner Türe vorüber;“ du könntest nicht trauern und sagen: „Stürme und Unwetter nahmen ihn von mir; denn der Geber der guten Gaben, er ging nicht an deiner Türe vorüber; Stürme und Unwetter nahmen ihn nicht von dir, denn das können sie nicht.“

So gab es also einen Wunsch, ganz wie jener ratlose Mensch ihn suchte; er war nicht länger in Not. Indes, da zeigte sich eine neue Schwierigkeit; denn indem er es wünschen wollte, ward ihm klar, daß jenes Gut nicht durch einen Wunsch erlangt werden kann; er konnte selbst es nicht bekommen, indem er es wünschte, doch dieses bekümmerte ihn minder; aber er konnte es auch einem andern nicht geben, indem er es ihm wünschte; nur indem er selbst es wollte, konnte der andere es ergreifen. So war er denn wieder gezwungen, ihn loszulassen, gezwungen, ihn sich selbst zu überlassen, sein Wunsch war ohnmächtig wie zuvor. Und doch war das so nicht seine Meinung. Er wollte gerade

alles für ihn tun; denn wenn ich einem Menschen etwas wünsche, so verlange ich sein Mitwirken nicht. So hatte auch jener ratlose Mensch es sich gedacht. Er wollte gleichsam sagen zu dem, den er liebte: „Sei du bloß ruhig und unbekümmert, du hast gar nichts zu tun als froh zu sein, zufrieden und glücklich mit allen den guten Dingen, die ich dir wünschen will. Ich werde wünschen, ich werde nicht müde; ich werde den allgütigen Gott bewegen, der die guten Gaben austeilt, ich werde ihn rühren mit meinen Bitten; und so sollst du das alles zusammen bekommen." Und siehe, indem er die einzelnen guten Dinge nennen wollte, erschienen sie ihm so zweifelhaft, daß er sie dem andern nicht wünschen durfte; da fand er endlich, was er suchte, was er ruhig wünschen durfte, und siehe: dieses ließ sich nicht wünschen!

Er war wieder ratlos, wieder bekümmert, wieder gefangen in einer Schwierigkeit. Ist also das ganze Leben nur ein Widerspruch, kann die Liebe ihn nicht erklären, sondern nur ihn schwieriger gestalten? Diesen Gedanken konnte er nicht aushalten, er mußte einen Ausweg suchen. Es mußte etwas nicht stimmen in seiner Liebe. So sah er ein, daß, wie tief er auch den andern Menschen geliebt hatte, hatte er doch auf unrichtige Weise geliebt; denn wenn es möglich gewesen wäre, durch seinen Wunsch ihm alle guten Dinge zu verschaffen, auch das höchste Gut, den Glauben, so hätte er ihn eben dadurch zu einem unvollkommenen Wesen gemacht. Da fand er, daß das Leben schön sei, daß es eine neue Herrlichkeit des Glaubens sei, daß kein Mensch ihn dem andern geben kann; sondern daß, was das Höchste ist, das

Edelste, das Heiligste im Menschen, dieses jeder Mensch hat, dieses das Ursprüngliche ist in ihm, dieses jeder Mensch hat, wenn er es haben will; und dieses ist das Herrliche am Glauben, daß er nur unter dieser Bedingung gehabt werden kann, deshalb ist er das einzige untrügliche Gut, weil er nur gehabt werden kann, indem er beständig erworben wird, und nur erworben, indem er beständig hervorgebracht wird.

Der rastlose Mensch war nun beruhigt; aber vielleicht war eine Veränderung mit ihm selbst vorgegangen, mit dem, für dessen Wohl er so bekümmert war, mit ihrem Verhältnis zueinander. Sie waren getrennt worden dadurch, daß der eine sozusagen in seine Rechte eingesetzt war, der andere in seine Grenzen verwiesen. Ihr Leben war bedeutungsvoller geworden als zuvor, und doch waren sie einander wie fremd geworden. Sein Herz, das zuvor so reich an Wünschen war, war nun arm geworden; seine Hand, die früher so willig war zu helfen, hatte nun gelernt, ruhig zu sein; denn er wußte, es half nichts. Es war Wahrheit, was er erkannt hatte, aber diese Wahrheit hatte ihn nicht glücklich gemacht. So ist das Leben also ein Widerspruch, und die Wahrheit kann ihn nicht lösen, sondern ihn nur schmerzlicher machen; denn je tiefer er ihn erkannte, um so mehr fühlte er sich getrennt, um so ohnmächtiger in seinem Verhältnis zum andern. Und doch konnte er nicht wünschen, daß es Unwahrheit sei; nicht wünschen, daß er unwissend darum geblieben wäre, unerachtet es sie doch für alle Ewigkeiten getrennt hatte, so daß der Tod selbst sie nicht so hätte trennen können. Diesen Ge-

danken war er nicht imstande auszuhalten, er mußte eine Erklärung suchen, und da sah er ein, daß sein Verhältnis zu ihm gerade jetzt seine wahre Bedeutung erlangt hatte. Wenn ich, sagte er, mit meinem Wunsch oder mit meinen Gaben ihm das höchste Gut schenken könnte, so könnte ich es auch von ihm nehmen, wenn er dieses auch nicht zu befürchten hätte, ja! was schlimmer ist, wenn ich es könnte, so würde ich im selben Augenblick, wo ich es ihm gäbe, es ihm nehmen; denn dadurch, daß ich ihm das Höchste gab, nahm ich ihm das Höchste; denn das Höchste war, daß er nur selbst es sich geben konnte. Deshalb will ich Gott danken, daß es nicht so ist; meine Liebe hat nur ihren Kummer verloren und die Freude gewonnen; denn ich weiß es, daß ich mit all meiner Anstrengung doch nicht imstande wäre, ihm das Gut so sicher zu bewahren, wie er selbst es bewahren wird; er soll mir dafür auch nicht danken, nicht weil ich ihn davon befreie, sondern weil er mir gar nichts schuldet. Sollte ich jetzt nun weniger froh sein über ihn, weniger froh darüber, daß er das teuerste aller Güter besitzt. O nein, ich will noch froher sein; denn wenn er es mir schuldete, würde es unser Verhältnis stören. Und wenn er nicht im Besitz davon ist, so kann ich ihm ja behilflich sein; denn ich will seinen Gedanken begleiten und ihn zwingen einzusehen, daß es das höchste Gut ist, und ich will ihn hindern, zu entschlüpfen in irgendein Versteck, daß es dunkel vor ihm werde, ob er es ergreifen kann oder nicht; denn ich will mit ihm jede Mißlichkeit durchdringen, bis er, wenn er nicht im Besitz davon ist, nur einen einzigen Ausdruck

hat, der sein Unglück erklärt, den nämlich, daß er nicht will; das kann er nicht aushalten, so wird er es erwerben. Auf der andern Seite will ich die Herrlichkeit des Glaubens vor ihm preisen, und indem ich voraussetze, daß er ihn besitzt, bringe ich ihn dazu, ihn besitzen zu wollen. So heute, am ersten Tage des Jahres, da der Gedanke an das Künftige mit seiner mannigfaltigen Möglichkeit lockt, will ich ihm zeigen, daß er im Glauben im Besitz der einzigen Macht ist, die das Künftige besiegen kann, ich will zu ihm reden von der Erwartung des Glaubens.

Wenn wir von der Erwartung des Glaubens reden, so reden wir auch von Erwartung im allgemeinen; wenn wir von Erwartung reden, so halten wir es für natürlich, zu denen zu reden, die etwas erwarten. Aber die, welche erwarten, sie sind ja die Frohen und die Glücklichen. Sind sie es, zu denen an den heiligen Orten zunächst geredet werden soll, und nicht eher die Unglücklichen, die, welche schon die Rechnung und mit dem Leben abgeschlossen haben und nichts erwarten? Gewiß sollte zu ihnen geredet werden, wenn unsere Stimme es vermöchte. Es sollte gesagt werden, daß es eine erbärmliche Weisheit ist, die sie gefunden haben, daß es bequem genug ist, seinen Sinn zu verhärten; es sollte ihnen weggerissen werden das Kopfkissen der Trägheit, auf dem sie müßig ihr Leben verträumen; es sollte gesagt werden, daß es eine stolze Auszeichnung ist, die sie im Leben erworben haben, daß, während alle andern Menschen,

wie glücklich oder wie bekümmert sie in der Welt auch wurden, doch allzeit geneigt sind, zu bekennen, daß Gott wohl die Rechnung abschließen könnte; daß, während alle andern Menschen gestehen, daß sie am Tage des Gerichts nicht imstande wären, zu antworten, nicht eins auf Tausend — sie sich vorbehielten, im Besitz einer gerechten Forderung ans Leben zu sein, die nicht eingelöst worden sei, einer Forderung, die seinerzeit die Rechnung schwierig genug machen würde — doch nicht für sie. So könnte zu ihnen geredet werden; doch wir wollen lieber zu denen reden, die noch etwas erwarten.

Wie die Zahl der Erwartenden wohl immer die größte war in der Welt, so kann ihre Erwartung wieder so verschieden sein, daß es sehr schwer ist, von ihnen allen zu reden. Doch eines haben alle Erwartenden gemeinsam, daß sie etwas Künftiges erwarten; denn Erwartung und das Künftige sind untrennbare Gedanken. Mit dem Künftigen beschäftigt sich der, der etwas erwartet. Aber mit diesem sich zu beschäftigen, ist vielleicht nicht richtig; die Klage, die oft gehört wird, daß die Menschen das Gegenwärtige vergessen über dem Künftigen, ist vielleicht wohlbegründet. Wir wollen nicht leugnen, daß es der Fall gewesen ist in der Welt, wenn auch am wenigsten in unserer Zeit, aber wir wollen auch nicht unterlassen, daran zu erinnern, daß es das Große ist am Menschen, der Beweis für seine göttliche Herkunft, daß er sich damit beschäftigen kann; denn wäre kein Künftiges, so wäre auch nichts Vergangenes, und wäre weder Künftiges noch Vergangenes, so wäre der Mensch ge-

knechtet wie das Tier, sein Kopf zur Erde geneigt, seine Seele gefangen im Dienste des Augenblicks. In diesem Sinn könnte man wohl nicht wünschen, für das Gegenwärtige zu leben, in dem Sinn hat man es wohl auch nicht gemeint, wenn man es als das Große anbefohlen hat. Aber wo sollen wir die Grenze setzen, wie weit dürfen wir uns mit dem Künftigen beschäftigen? Die Antwort ist nicht schwer: erst wenn wir es besiegt haben, erst dann können wir zu dem Gegenwärtigen zurückkehren, erst dann bekommt unser Leben darin Bedeutung. Doch dieses ist ja eine Unmöglichkeit; das Künftige ist ja alles, das Gegenwärtige ein Teil nur, wie können wir das Ganze besiegt haben, ehe wir noch zum ersten Teil davon gekommen sind; wie können wir von diesem Sieg zu dem zurückkehren, was vorausging? Ist dieses nicht so, ist das eine unzeitige Schwierigkeit, die der Gedanke sich macht? Keineswegs. Es verhält sich gerade so, wie hier gesagt wurde, denn nicht jede Beschäftigung mit dem Künftigen dürfen wir anpreisen. Der, welcher es ganz aufgibt, dessen Leben wird nur in einem unwürdigen Sinn stark im Gegenwärtigen; der, welcher es nicht besiegt, er hat einen Feind mehr, der ihn schwach machen will im Kampf mit dem Gegenwärtigen. Erst also der, der es besiegt, erst sein gegenwärtiges Leben wird stark und gesund.

Mit dem Künftigen sich beschäftigen können, ist ein Zeichen des Adels des Menschen; der Streit mit ihm ist der am meisten veredelnde. Der, welcher mit dem Gegenwärtigen streitet, er streitet mit einem einzelnen Ding, gegen das er seine ganze

Macht gebrauchen kann. Wenn deshalb ein Mensch mit nichts anderem zu kämpfen hätte, so wäre es möglich, daß er siegreich durch das ganze Leben hindurchgehen könnte, ohne doch sich selbst oder seine Kraft kennen zu lernen. Der, welcher mit dem Künftigen kämpft, hat einen gefährlicheren Feind, er kann nicht in Unwissenheit um sich selbst bleiben; denn er kämpft mit sich selbst. Das Künftige ist nicht, es nimmt seine Kraft von ihm selbst, und wenn es ihm diese abgelistet hat, so zeigt es sich außer ihm als sein Feind, dem er begegnen soll. Ein Mensch sei nun so stark, wie er sein mag, kein Mensch ist stärker, als er selbst. Deshalb sehen wir oft im Leben die, welche in allen Kämpfen siegten, wenn es aber ein künftiger Feind war, mit dem sie es zu tun hatten, dann ohnmächtig werden; ihr Arm ward gelähmt. Während sie vielleicht gewohnt waren, alle Welt zum Streite zu fordern, hatten sie nun einen Feind gefunden, eine Nebelgestalt, die imstande war, sie zu erschrecken. Deshalb gingen vielleicht oft die Männer, die Gott dazu berief, im Streit versucht zu werden, in den Kampf, der den Menschen furchtbar vorkam, kommend aus einem schlimmeren Kampf; sie lächelten vielleicht zuweilen in der Hitze des Streits, wenn sie an den unsichtbaren Kampf dachten, der vorhergegangen war. Sie wurden bewundert in der Welt, weil man glaubte, daß sie im gefährlichsten Kampf gesiegt hätten, und doch war dieser ihnen nur wie ein Spaß im Vergleich mit dem, der vorausging, den kein Mensch sah. Natürlich war es ja, daß der, welcher stärker ist als die andern, im Kampf mit diesen siegt;

aber das ist auch natürlich, daß kein Mensch stärker ist, als er selbst. Wenn also ein Mensch mit dem Künftigen streitet, so lernt er, daß, wie stark er auch im übrigen ist, es einen Feind gibt, der stärker ist, das ist er selbst; einen Feind, den er nicht durch sich selbst besiegen kann: das ist er selbst.

Indessen: warum diesen Streit mit dem Künftigen als so gefährlich schildern? „Ob älter oder jünger, haben wir ja doch alle etwas erlebt, das Künftige ist nicht ganz neu; denn es gibt nichts Neues unter der Sonne; das Künftige ist das Vergangene. Ob älter oder jünger, haben wir ja doch alle Erfahrung, die wollen wir uns anlegen, wir wollen der Spur der Vermutungen und der Führung der Mutmaßungen folgen, mit der Macht der Schlußfolgerung wollen wir es besiegen, und so bewaffnet gehen wir freudig dem Künftigen entgegen. Und das ist gut, daß ein Mensch bewaffnet ist, wenn er in den Kampf geht, noch besser, daß er gerade so bewaffnet ist, wie der Kampf es fordert. Wenn ein Mann, der in der Rennbahn streiten soll, eine schwere Rüstung anlegen wollte, so wäre er wohl bewaffnet, aber seine Rüstung würde ihm kaum von Nutzen sein. Ist nicht dasselbe der Fall mit jenen Waffen für den, der mit dem Künftigen streiten soll, denn die Erfahrung ist ein doppelzüngiger Freund, der bald das eine, bald das andere sagt; und die Mutmaßung ist ein betrügerischer Führer, der einen losläßt, wann man ihn am meisten braucht; und die Vermutung ist ein umnebelter Blick, der nicht gar weit sieht; und die Schlußfolgerung ist eine Schlinge, in der man eher sich

selbst fängt als etwas anderes. Außerdem sind jene Waffen schwer zu gebrauchen; denn mit der Mutmaßung geht die Furcht, mit der Vermutung die Angst, mit dem Schluß die Unruhe, da die erfahrende Seele ja nicht unberührt verblieb unter der Erfahrung. So waren wir gut bewaffnet, indem wir uns die Erfahrung anlegten, aber nicht zu dem Streit, dem wir entgegengehen sollen, ein Streit mit dem Künftigen; wir suchten, dieses in etwas Gegenwärtiges zu verwandeln, etwas Einzelnes; aber das Künftige ist nicht ein Einzelnes, sondern das Ganze."

Wie sollen wir dem Künftigen entgegengehen? Wenn der Seefahrer draußen auf dem Meere liegt, wenn alles um ihn wechselt, wenn die Wogen geboren werden und sterben, so stiert er nicht in diese hinein; denn sie wechseln. Er sieht hinauf zu den Sternen! und warum? weil sie treu sind; wie sie nun stehen, so standen sie für die Väter und sollen stehen für die kommenden Geschlechter. Wodurch besiegt man das Wechselnde? Durch das Ewige. Mit dem Ewigen kann man das Künftige besiegen, weil das Ewige dem Künftigen zugrunde liegt, deshalb kann man mit jenem dieses ausschöpfen. Was ist aber die ewige Macht im Menschen? Es ist der Glaube. Was ist die Erwartung des Glaubens? Sieg, oder wie die Schrift so ernst und so bewegt uns lehrt, daß alle Dinge denen zum Guten dienen müssen, die Gott lieben. Aber eine Erwartung des Künftigen, die den Sieg erwartet, sie hat das Künftige besiegt; der Glaubende ist deshalb fertig mit dem Künftigen, ehe er am

Gegenwärtigen beginnt; denn was man besiegt hat, das kann nicht mehr stören, und dieser Sieg kann einen nur kraftvoller zum gegenwärtigen Tun machen.

Die Erwartung des Glaubens ist Sieg! Der frohe Sinn, der noch nicht die Widerwärtigkeiten des Lebens schmeckte, der nicht erzogen ward in der Schule der Sorgen, nicht gebildet durch die zweideutige Weisheit der Erfahrung, gibt dieser Erwartung von ganzem Herzen Beifall; denn er erwartet Sieg in allem, in allen Kämpfen und Anfechtungen, oder besser: er erwartet zu siegen ohne Kampf. Wir wünschen nicht die strenge Figur zu spielen, die den Jüngling auf seinem Weg aufhält, wir wollen lieber auf einen Trost für ihn bedacht sein, dann, wenn er gelernt hat, daß diese Erwartung, wie schön sie auch war, doch nicht die Erwartung des Glaubens war; lieber der sein, der ihn zum Streite rufen soll, wenn er sich ohnmächtig fühlt; lieber der, der ihm den Sieg winken lassen soll, wenn er alles verloren glaubt. Der Bekümmerte aber, der kaum die Träne über den gegenwärtigen Verlust abgetrocknet hat, er bildet das Künftige anders, und das Künftige ist ja leicht und flüchtig, bildsamer als Lehm, so daß jeder es bildet, je nachdem er selbst gebildet ist. Der Bekümmerte erwartet nicht Sieg, er hat nur allzu schwer seinen Verlust gefühlt; und gehört dies auch einer vergangenen Zeit, er nimmt es doch mit sich, er erwartet, daß die künftige Zeit zum mindesten ihm Frieden zu der stillen Beschäftigung mit seinem Schmerz vergönnen werde. — Der erfahrene Mann mißbilligt beider Be-

nehmen. Wenn man im Besitz von fast all dem Guten ist, das man wünschen konnte, so darf man auch darauf vorbereitet sein, daß die Bekümmerungen des Lebens das Haus der Glücklichen auch besuchen werden; wenn man alles verloren hat, so darf man bedenken, daß die Zeit manch köstliches Heilmittel für die kranke Seele birgt, daß das Künftige, wie eine liebende Mutter, auch gute Gaben birgt: im Glück soll man in einem gewissen Grad auf Unglück vorbereitet sein, im Unglück in einem gewissen Grad auf Glück. Seine Rede ist auch nicht vergeblich: denn der Frohe, der nicht leichtsinnig ist, und der Bekümmerte, der nicht verzweifelt ist, sie werden beide gern auf seine Worte achten; beide gern ihr Leben nach seinem Ratschlag einrichten. Der Glückliche überschlägt also die Güter, in deren Besitz er ist. Einige meint er ohne Schmerz verlieren zu können, andere so, daß es ihm doch leicht werden wird, den Schmerz zu verwinden. Nur ein einziges Gut kann er nicht verlieren, ohne seine Freude zu verlieren, er kann es nicht verlieren bis zu einem gewissen Grad, ohne es ganz und damit seine Freude zu verlieren. Er wird also vorbereitet sein, seine Güter zu verlieren, und so ist er ja, nach dem Rat des erfahrenen Mannes, auf einen gewissen Grad von Unglück vorbereitet. Doch der erfahrene Mann sagte: bis zu einem gewissen Grad. Diese Worte könnten aber auch für jenes eine Gut gelten, das er nicht verlieren konnte, ohne sein Glück zu verlieren, nicht bis zu einem gewissen Grad verlieren, ohne es ganz zu verlieren. Der erfahrene Mann will seine Worte nicht erklären, er wiederholt sie unverändert, uner-

schütterlich; er überläßt die Erklärung und die Anwendung denen, die sie führen sollen. So wird der Glückliche, nicht minder der Bekümmerte ratlos. Dieses Wort: bis zu einem gewissen Grad, das die Lösung sein sollte, wird die bindende Macht, die sie umstrickt, und das Wort lautet fort, hat keine Teilnahme, bekümmert sich nicht um ihre Anstrengung, es zu verstehen, achtet nicht auf ihre Bitten um eine Erklärung. Die Erfahrung, die sie führen sollte, gebar den Zweifel; die Rede des erfahrenen Mannes war eine zweifelhafte Rede.

Der Glaubende dagegen sagt: ich erwarte Sieg. Diese Rede ist auch nicht vergeblich; denn der Glückliche, der nicht leichtsinnig war, der Bekümmerte, der nicht verzweifelt war, sie wollten beide gerne auf seine Rede achten. Die Freude kehrt wieder zurück in den frohen Sinn. Sieg ist seine Erwartung, Sieg in allen Streiten, in allen Anfechtungen, denn daß von Kampf die Rede sein könnte, das lehrte die Erfahrung. Doch mit des Glaubens Hilfe wartet der Sieg in ihnen allen; nur einen Augenblick hält sie sich selbst auf: „Das ist zu viel," sagt sie, „das ist unmöglich, so herrlich kann das Leben nicht sein; wo gab es eine Jugend, die so reich war in ihrem höchsten Glück, das ist mehr als der Jugend froheste Hoffnung." — Gewiß ist das mehr als der Jugend froheste Hoffnung, und doch ist es so, wenn auch nicht ganz, wie du es meinst. Du redest von vielen Siegen, aber der Glaube erwartet nur einen, oder besser: er erwartet Sieg. Wenn da ein Mensch wäre, der gehört hätte, daß es eine Lehre gäbe, die jedem das Nötige zu schenken ver-

möchte, und er dann sagen würde: das ist unmöglich — all das für einen Menschen Nötige, wie jetzt für mich all das Viele, das mir not tut, so würde der, welcher ihn an die Heiligen Schriften verwies, mit Recht von ihnen zeugen dürfen, daß er darin das Nötige finden würde, und doch würde der Suchende finden, daß es sich nicht ganz so verhielte, wie er vermeint hatte. Die Schrift sagt: „Eines tut not.“ So auch mit dem Glauben, wenn du von vielen Siegen redest, so bist du wie der, welcher davon redet, daß Vieles not tut. Nur Eines tut not, und der Glaube erwartet Sieg.

Aber Sieg erwartet er, und deshalb ist er froh und freudig, und wie sollte er es nicht sein, da er Sieg erwartet! Doch ich höre eine Stimme, die auch du kennst. Sie sagt: „Darauf ist gut zuhören, das sind große Worte und klingende Redensarten, aber der Ernst des Lebens lehrt in Wahrheit etwas anderes.“ Was lehrte der Ernst des Lebens dich, der so redet? Wohl, er lehrte dich, daß deine Wünsche nicht erfüllt wurden, daß deine Begierden nicht gesättigt wurden, daß deinem Gelüste nicht gehorcht wurde, deine Sehnsucht nicht gestillt wurde. Dieses lehrte er dich, all das, wovon wir gar nicht reden; und zugleich lehrte er dich, mit falschem Mund den Menschen zu Hilfe zu kommen, den Glauben und die Zuversicht aus ihren Herzen zu saugen, und dieses zu tun im heiligen Namen des Ernstes. Warum lehrte er dich das? Könnte er dich nicht etwas anderes gelehrt haben? Wenn zwei Menschen verschiedene Dinge vom Leben lernen, so kann es daher kommen, daß sie Ver-

schiedenes erleben, aber es kann auch daher kommen, daß sie selbst verschieden waren. Wenn zwei Kinder zusammen auferzogen und immer am Gleichen teilnehmen würden, so daß, wenn das eine ausgezeichnet wurde, auch das andere es wurde, wenn das eine zurechtgesetzt wurde, das andere es auch wurde, wenn das eine gestraft wurde, das andere es auch wurde, so könnten sie doch ganz verschiedene Dinge lernen; denn das eine könnte lernen, jedesmal, da es ausgezeichnet wurde, nicht stolz zu werden; jedesmal, da es zurechtgesetzt wurde, unter die Vermahnung sich zu demütigen; jedesmal, da es gestraft wurde, durch Leiden sich heilen zu lassen; das andere konnte lernen, jedesmal, da es ausgezeichnet wurde, sich zu überheben; jedesmal, da es zurechtgesetzt wurde, sich zu erbittern; jedesmal, da es gestraft wurde, heimlichen Zorn zu sammeln. So auch mit dir. Wenn du die Menschen geliebt hättest, so hätte der Ernst des Lebens dich vielleicht gelehrt, nicht laut zu sein, sondern zu verstummen, und wenn du in Meeresnot lagst und kein Land sahst, dann zum mindesten nicht andere darein einzuweihen; er könnte dich vielleicht gelehrt haben, zu lächeln, solange wenigstens, als du glaubtest, daß einer in deiner Miene eine Erklärung suchte, ein Zeugnis. Das Leben hätte dann vielleicht dir die wehmütige Freude verschafft, zu sehen, wie andern glückte, was dir nicht glücken wollte; den Trost, daß du das Deine dazu getan hattest, indem du den Angstschrei in deinem Innern ersticktest, der sie stören würde. Warum lerntest du dieses nicht? Da du dieses nicht lerntest, so können wir auf

deine Rede nicht achten. Wir richten dich nicht, weil du zweifelst; denn der Zweifel ist eine hinterlistige Leidenschaft, und es kann wohl schwierig sein, aus seinen Schlingen sich zu reißen. Was wir von dem Zweifelnden fordern, ist, daß er schweigen soll. Er vernahm wohl, daß der Zweifel ihn nicht glücklich machte, warum andern anvertrauen, was sie ebenso unglücklich machen wird. Und was gewinnt er durch diese Mitteilung? Er verliert sich selbst, anstatt daß er vielleicht durch sein Schweigen Ruhe gefunden hätte, indem er still seinen einsamen Schmerz zu tragen dem vorzog, laut zu werden, sich wichtig zu machen in den Augen der Menschen, indem er sich mitbewarb um die Ehre und Auszeichnung, nach der so viele trachten: zu zweifeln oder doch gezweifelt zu haben. Der Zweifel ist eine tiefe und hinterlistige Leidenschaft, aber der, dessen Seele er nicht so innerlich ergriff, daß er stumm wurde, der lügt sich diese Leidenschaft bloß zu; was er sagt, ist deshalb nicht bloß Unwahrheit an und für sich, sondern vor allem in seinem Mund. Siehe, darum achten wir ihn nicht.

Des Glaubens Erwartung ist Sieg. Der Zweifel, der von außen kommt, stört ihn nicht; denn der beschämt sich selbst durch sein Reden. Doch der Zweifel ist verschlagen, auf seinen verborgenen Wegen schleicht er sich um einen Menschen, und wenn der Glaube Sieg erwartet, so flüstert er, daß diese Erwartung eine Täuschung sei. „Eine Erwartung, der man nicht Zeit und Ort bestimmt, ist nur eine Täuschung; so kann man immer fortfahren zu warten; eine solche Erwartung ist ein Kreis, in den

die Seele verhext ist, aus dem sie nicht entschlüpfen kann." Gewiß ist die Seele in der Erwartung des Glaubens verhindert, gleichsam aus sich selbst in das Mannigfaltige zu fallen; sie bleibt in sich selbst; aber das wäre das größte Übel, das einem Menschen widerfahren könnte, wenn er aus diesem Kreislauf herausfiele. Daraus folgt doch keineswegs, daß die Erwartung des Glaubens eine Täuschung sei. Ja der, welcher etwas Einzelnes erwartet, dessen Erwartung kann getäuscht werden, aber so geht es nicht dem Glaubenden. Wenn die Welt ihre scharfe Prüfung beginnt, wenn die Stürme des Lebens der Jugend üppige Erwartungen knicken, wenn das Dasein, das so lieb und mild schien, in einen unbarmherzigen Eigentümer sich verwandelt, der alles zurückverlangt, alles, was er so gab, daß er es nehmen kann, so sieht der Glaubende wohl mit Wehmut und Schmerz auf sich und das Leben, aber er sagt doch: „Da ist eine Erwartung, die die ganze Welt nicht von mir nehmen kann, das ist die Erwartung des Glaubens, und sie ist Sieg. Ich bin nicht getäuscht, denn was die Welt mir zu versprechen schien, das habe ich doch nicht geglaubt, daß sie es halten werde; meine Erwartung war nicht zur Welt, sondern zu Gott. Diese Erwartung ist nicht getäuscht; selbst in diesem Augenblick fühle ich ihren Sieg herrlicher und froher als allen Schmerz des Verlustes. Verlöre ich diese Erwartung, so wäre alles verloren. Noch habe ich gesiegt, gesiegt durch meine Erwartung, und meine Erwartung ist Sieg." Ging es nicht so zu im Leben? Wenn da ein Mensch wäre, zu dem du dich so stark hingezogen fühltest,

daß du sagen durftest: „Ich glaube ihm;" gut, wenn dann alles nach Wunsch ging, oder wenn nicht ganz nach Wunsch, doch so, daß du es leicht in Übereinstimmung mit deinen Vorstellungen bringen konntest, so glaubtest du ihm so, wie auch andere ihm glaubten; aber wenn das Unerklärliche geschah, das Unbegreifliche, da fielen die andern ab; oder besser (laß uns die Sprache nicht verwirren), da zeigen sie, daß sie ihm niemals geglaubt hatten. Nicht so du. Du fühltest, daß es nicht dieser Umstand war, auf den du deinen Glauben gegründet hattest, daß du erklären konntest, was da geschah; denn so wäre er ja gegründet auf deine Einsicht, und weit entfernt, Hingebung zu sein, eher Selbstvertrauen. Es schien dir, daß es eine Schmach für dich wäre, wenn du ihn ließest; denn wie du vermeint hattest, daß diese Worte in deinem Mund: „Ich glaube ihm", etwas anderes zu bedeuten haben, als wenn die andern sie sagten, so fühltest du, daß die Veränderung unmöglich dich dazu bringen könnte, dasselbe zu tun wie die andern, es sei denn, daß dein Glaube ursprünglich nicht mehr zu bedeuten hatte. Du hörtest also nicht auf zu glauben. Doch tatest du vielleicht unrecht darin; nicht im Glauben; nicht, so zu glauben, sondern: einem Menschen so zu glauben. Vielleicht war das Unerklärliche leicht erklärt; vielleicht gab es eine traurige Gewißheit, die so stark zeugte, daß dein Glaube nur eine schöne Einbildung war, die du besser aufgeben solltest. Wir wissen es nicht. Doch dieses wissen wir, daß, wenn du über diesem Glauben vergäßest, daß es einen höheren Glauben gibt, er trotz seiner Schönheit doch

nur zu deinem Verderben wäre. Wenn du dagegen Gott glaubtest, wie sollte dein Glaube je in eine schöne Einbildung verwandelt werden? Sollte Er verändert werden können, bei welchem keine Veränderung ist, noch Wechsel von Licht und Finsternis? Sollte Er nicht treu sein, durch den jeder Mensch, der es ist, treu ist; Er nicht ohne Trug, durch den du selbst den Glauben hattest? sollte da je eine Erklärung kommen, die anderes erklären könnte, als daß Er ehrlich ist und Sein Versprechen hält? Und doch sehen wir, daß die Menschen dieses vergessen.

Wenn alles ihnen glückt, wenn sie gute Tage sehen, wenn sie auf wunderliche Weise im Einverständnis mit allem um sie herum sich fühlen, da glauben sie, und in ihrer Freude vergessen sie wohl nicht, allzeit Gott zu danken; denn jeder Mensch will gerne für das Gute dankbar sein, das er empfängt, aber jedes Menschen Herz ist auch schwach genug, so gerne selbst bestimmen zu wollen, was das Gute ist. Wenn alles sich verändert, wenn das Leid die Freude ablöst, fallen sie ab, verlieren sie den Glauben, oder besser, denn laßt uns nicht die Sprache verwirren, dann zeigen sie, daß sie ihn niemals gehabt haben. So tatest du nicht. Wenn du dich selbst dabei ertapptest, daß du dich verändert hattest dadurch, daß alles um dich verändert wurde, so sagtest du: „Ich gestehe, nun sehe ich ein, daß, was ich meinen Glauben nannte, nur eine Einbildung war. Was das Höchste ist, das ein Mensch im Verhältnis zu einem andern tun kann: ihm glauben, was noch höher und schöner ist, seliger, als daß die Sprache es be-

schreiben kann: Gott glauben, das habe ich vermessen mir selbst eingebildet zu tun: zu all meiner übrigen Freude habe ich auch diese gefügt; und doch war mein Glaube, wie ich nun sehe, nur eine flüchtige Rührung, ein Widerschein meines irdischen Glückes; aber ich will mich nicht erbauen mit vermessener und sinnloser Rede, nicht sagen, daß ich den Glauben verloren habe, nicht die Schuld auf Welt und Menschen laden, oder sogar Gott anklagen." So suchtest du dich selbst aufzuhalten, wenn du im Leid irre gehen wolltest; du verhärtetest nicht deinen Sinn, du warst nicht töricht genug, dir einbilden zu wollen, daß, wenn das Einzelne nicht geschehen wäre, du den Glauben bewahrt hättest, oder erbärmlich genug, Gemeinschaft mit solcher Weisheit suchen zu wollen. Siehe, deshalb gewannst du, wenn auch langsam, wieder den Weg zu der Erwartung des Glaubens. Wenn dann alles dir mißglückte, wenn, was du langsam aufbautest, in einem Augenblick hingeweht ward, und du wieder mit Mühe von vorne anfangen mußtest; wenn dein Arm matt war, dein Gang schwankend, so hieltst du fest an der Erwartung des Glaubens, welche Sieg ist. Verkündetest du dieses auch nicht für andere, daß sie dessen nicht spotten sollten, weil du in all deinem Elend noch Sieg erwartetest: in deinem innersten Herzen verbargst du doch deine Erwartung. „Die frohen Tage können wohl meinen Glauben verschönen," sagtest du, „ich schmücke ihn mit dem Kranze der Freude, aber ihn beweisen können sie nicht; die schweren Zeiten können die Tränen in mein Auge bringen und das Leid in meinen Sinn, aber des

Glaubens mich berauben können sie nicht." Und wenn auch das Unglück nicht aufhörte, so ward deine Seele doch mild. „Das ist doch schön," sagtest du, „daß Gott so in den sichtbaren Dingen sich für mich nicht zeigen will; wir trennen uns, um uns doch wieder zu begegnen; ich könnte nicht wünschen, immer ein Kind zu bleiben, das jeden Tag Beweise verlangt, Zeichen und Wunder. Führe ich fort, ein Kind zu sein, so könnte ich doch nicht mit aller Macht und von meiner ganzen Seele lieben. Nun sind wir getrennt, wir sehen uns nicht täglich, nur heimlich begegnen wir uns im siegreichen Augenblick der gläubigen Erwartung."

Die Erwartung des Glaubens ist Sieg, und diese Erwartung kann nicht getäuscht werden außer dadurch, daß man selbst sich täuscht, indem man der Erwartung sich beraubt, so wie der, der töricht meinte, daß er den Glauben verloren habe, oder töricht meinte, daß etwas Einzelnes ihn von ihm genommen habe, oder suchte, sich selbst in der Vorstellung zu betören, daß es etwas Einzelnes gäbe, das die Macht hätte, einen Menschen des Glaubens zu berauben — Zufriedenheit fand in dem eiteln Gedanken, daß gerade dieses ihm zugestoßen sei, Freude darin, andere durch die Versicherung zu ängstigen, daß es so etwas gebe, das seinen Spott mit dem Edelsten im Menschen triebe, und das den berechtigte, der darin versucht ward, seinen Spott mit anderen zu treiben.

Indes sagt vielleicht der eine oder andere: „Diese Rede hat wohl Zusammenhang und ist in Übereinstimmung mit sich

selbst; aber man kommt mit ihr nicht weiter und insoweit ist sie doch eine törichte und nichtssagende Rede." — Man kommt nicht weiter. Sollte ein Mensch wünschen können, weiter zu kommen, als zu siegen, so müßte er ja den Sieg verlieren? Sollte das so töricht und nichtssagend sein, daß ein Mensch recht sich selbst bewußt wurde, ob er den Glauben habe oder nicht? Aber wenn ich sage: „Ich glaube," so kann es nur allzuoft dunkel für mich sein, was ich damit meine. Vielleicht irre ich, vielleicht bilde ich mir nur eine Vorstellung vom Künftigen, vielleicht wünsche, hoffe ich, vielleicht sehne ich mich nach etwas, verlange, begehre, vielleicht bin ich des Künftigen gewiß, und indem ich dieses tue, kann es mir vorkommen, daß ich glaube, unerachtet ich es doch nicht tue. Wenn ich dagegen mir selbst die Frage vorlege: erwartest du Sieg, so wird jede Unklarheit schwieriger; so sehe ich ein, daß nicht bloß der nicht glaubt, der gar nichts erwartet, sondern auch der, der etwas Einzelnes erwartet, oder seine Erwartung auf etwas Einzelnes gründet. Und sollte dieses nicht von Wichtigkeit sein, da ja erst der, der mit dem Künftigen fertig geworden ist, ganz und ungeteilt im Gegenwärtigen sein kann; aber fertig mit dem Künftigen wird man nur dadurch, daß man es besiegt, aber dieses tut nur der Glaube, denn seine Erwartung ist Sieg. Jedesmal, wenn ich meine Seele ertappe, daß sie den Sieg nicht erwartet, so weiß ich, daß ich nicht glaube; wenn ich das weiß, dann weiß ich auch, was ich zu tun habe; denn ist es auch keineswegs eine leichte Sache, zu glauben, die erste Bedingung, daß ich dazu kommen

kann, ist doch die, daß ich mir bewußt werde, ob ich es tue oder nicht.

Deshalb gehen wir so oft irre, weil wir eine Überzeugung für unsere Erwartung suchen, anstatt des Glaubens Überzeugung davon, daß wir glauben. Der Glaubende fordert keinen Beweis für seine Erwartung; „denn," sagt er, „wenn ich etwas dafür halten müßte, so würde es, indem es meine Erwartung bewiese, zugleich sie widerlegen. Nicht ist meine Seele fühllos für die Freude des Einzelnen oder den Schmerz, aber Gott sei gelobt, so ist es nicht, daß das Einzelne die Erwartung des Glaubens beweisen oder widerlegen kann. Gott sei gelobt! Die Zeit kann sie weder beweisen noch widerlegen; denn der Glaube erwartet eine Ewigkeit. Und heute am ersten Tage des Jahres, da der Gedanke an das Künftige mir sich aufnötigt, will ich meine Seele nicht ermatten mit allerhand Erwartung, nicht sie zerstreuen in mannigfaltigen Vorstellungen; ich will sie in sich selbst sammeln und gesund und froh, wenn möglich, dem Künftigen entgegengehen. Das bringe, was es bringen mag und soll, manche Erwartung werde getäuscht, manche erfüllt, so wird das wohl kommen, was die Erfahrung mich gelehrt hat, aber es gibt eine Erwartung, die nicht getäuscht werden soll, das hat nicht die zeitliche Erfahrung mich gelehrt, aber auch nie die Macht gehabt, es zu leugnen, das ist die Erwartung des Glaubens, und diese ist Sieg."

Es enden mehrere der heiligen Gebete, die in den Kirchen vorgelesen werden: „und so endlich selig werden." Der Ältere

unter uns, der fast am Ziele steht, er schaut in Gedanken hin über den zurückgelegten Weg, er erinnert den Gang der Begebenheiten, die bleichen Gestalten werden wieder lebendig, er wird überwältigt von des Erlebten mannigfachem Inhalt, er ist müde und sagt: und so endlich selig werden. Der Jüngere, der noch am Anfang des Weges steht, er schaut in Gedanken über die lange Bahn, in Gedanken erlebt er, was kommen soll! die schmerzliche Entbehrung, die stillen Bekümmerungen, die wehmütige Sehnsucht, die bangen Anfechtungen, er ist müde in Gedanken und sagt: und so endlich selig werden. Das wäre eine große Gabe, wenn ein Mensch recht dieses Wort gebrauchen könnte; doch dieses lernt kein Mensch vom andern, sondern jeder im besondern nur von und durch Gott. Deshalb wollen wir Dir anbefehlen, Vater im Himmel! unsern Sinn und unsern Gedanken, daß unsere Seele nie so sich fesseln lasse von des Lebens Freuden oder seinen Sorgen, daß sie dieses lösende Wort vergesse; aber daß es auch nicht zu oft Ungeduld und innere Unruhe sei, die es auf unsere Lippen bringe, so daß, wenn dieses Wort wie ein treuer Freund uns in des Lebens vielen Umständen begleitet hat, uns sich angepaßt hat, ohne doch sich selbst untreu zu werden, unser Trost gewesen ist, unsere Hoffnung, unsere Freude, unser Jubel; uns hoch und begeisternd, sanft und leise geklungen hat; zu uns mahnend und fordernd, aufmunternd und einladend geredet hat — unsere Seele in ihrer letzten Stunde auf diesem Wort gleichsam von dieser Welt weg dorthin getragen werde, wo wir seine volle

Bedeutung fassen sollen, so wie es derselbe Gott ist, der, nachdem Er uns mit Seiner Hand durch die Welt geführt hat, diese zurückzieht, Seinen Arm öffnet, um in ihm die sehnsüchtige Seele zu empfangen. Amen! —

Die Bekräftigung im inneren Menschen

Gebet

Vater im Himmel! Du hältst alle guten Gaben in Deiner Hand. Dein Überfluß ist reicher, als daß menschlicher Verstand ihn fasse, Du bist willig zu geben, und Deine Güte ist größer, als daß eines Menschen Herz sie verstehe; denn Du erfüllst jede Bitte und gibst, um was wir bitten, oder gibst noch Besseres, als was wir bitten. So gib Du denn jedem seinen zugewiesenen Teil, wie es Dir wohlgefällt; aber gib Du auch jedem die Überzeugung, daß alles von Dir kommt, damit nicht die Freude uns von Dir reiße in der Vergessenheit der Lust, damit nicht das Leid die Scheidewand setze zwischen Dich und uns; sondern daß wir in der Freude hinsuchen zu Dir und im Leide bei Dir bleiben, damit, wann unsere Tage gezählt sind, und der äußere Mensch verdorben ist, der Tod nicht kalt und furchtbar in seinem eigenen Namen komme, sondern mild und freundlich mit Gruß und Botschaft, mit Zeugnis von Dir, unserem Vater, der Du im Himmel bist! Amen!

Ep.: Ephes. 3, 13 bis Schluß.

In der Hauptstadt der Welt, im stolzen Rom, wo aller Glanz der Welt und alle Herrlichkeit vereinigt waren; wo alles

aufgetrieben ward, womit menschliche Klugheit und Wildheit in der Angst der Verzweiflung den Augenblick versuchen, was er ausfindig mache, um den sinnlichen Menschen in Erstaunen zu setzen; wo jeder Tag Zeuge des Merkwürdigen war, des Entsetzlichen und der nächste Tag es vergessen hatte beim Anblick des noch Merkwürdigeren, des noch Entsetzlicheren; im ruhmreichen Rom, wohin jeder, der in irgendeiner Weise der Menge Aufmerksamkeit fesseln zu können glaubte, als zu seinem rechten Schauplatz hastete, alles im voraus zu seinem Empfang vorbereitete, um, wiewohl berauscht in Selbstvertrauen, schlau doch den knapp zugemessenen, den beneideten, den glücklichen Augenblick zu benützen — dort lebte der Apostel Paulus als Gefangener, dort schrieb er den Brief, aus dem unser Text genommen ist. Als Gefangener ward er dorthin gebracht, von niemand fast gekannt, und doch brachte er mit sich eine Lehre, von welcher er zeugte, daß sie göttliche Wahrheit sei, ihm mitgeteilt durch eine besondere Offenbarung, und die unerschütterliche Überzeugung, daß diese Lehre über die ganze Welt siegen sollte. Wäre er ein Aufrührer gewesen, der das Volk erhitzte und den Tyrannen erbeben machte; wäre er gefangen nach Rom geführt worden, damit der Herrscher seine Rache an seinem Leiden sättigen könnte, ihn mit den ausgesuchtesten Qualen martern lassen könnte — ja! dann wäre doch Wahrscheinlichkeit dafür, daß sein Schicksal eine kurze Zeit jeden erschüttert hätte, in dessen Brust menschliches Gefühl noch nicht ausgestorben war; daß er einen Augenblick durch seinen Schrecken die wollüstige

und neugierige Menge erregt hätte — ja vielleicht wäre der Thron des Tyrannen gestürzt worden! Doch so ward Paulus nicht behandelt. Er war zu unbedeutend, als daß Rom ihn fürchten mußte, seine Torheit zu unschuldig, um die Macht gegen ihn zu wappnen. Wer war er auch? Ein Mann, der einem verachteten Volke angehörte; ein Mann, der nicht einmal dem mehr angehörte, sondern von ihm als ein Ärgernis ausgestoßen war — ein Jude, der Christ geworden war, der einsamste, der verlassenste, der unschädlichste Mann im ganzen Rom. Wie ein solcher ward er auch behandelt. Sein Gefängnis war mild, nur war er Gefangener; und dem, der jene siegreiche Überzeugung mit sich brachte, war nun als Wirkungsplatz die Einsamkeit des Gefängnisses angewiesen, und der Kriegsmann, der täglich zu seiner Bewachung gestellt wurde. — In der Hauptstadt der Welt, im lärmenden Rom, wo nichts der zügellosen Macht der Zeit widerstehen konnte, die alles verschlang, so hurtig wie es aufkam, die alles spurlos mit ihrer Vergessenheit auslöschte — dort lebte der Apostel Paulus, ein unbedeutender Mann, im einsamen Gefängnis, still und zurückgezogen, aber während alles außen um ihn in Nichtigkeit hinfährt, schneller als ein Schatten, stand die Überzeugung fest für ihn, daß die Lehre, die er bekannte, über die ganze Welt siegen würde — über die ganze Welt, von der er nun abgesondert war. Wenn ein Mensch, der schuldig leidet, seine Strafe mit Geduld trägt, so hat er kein Lob davon, aber wenn er unschuldig mit Geduld leidet, so hat er Lob. Das ist schön zu bedenken, lieblich zu hören, gut

zu bekennen; aber es ist schwer, es zu tun. Doch der, in dessen Herz die Furcht Gottes und Frömmigkeit ist, wird mit Gottes Hilfe seine Seele in Demut bescheiden, bis sie wieder freudig in Gott wird und still im Herrn; so wird er in Geduld sich retten, wenn es auch schwer zu tragen war, daß seine Erwartung wie ein Traum hinschwand, daß er, der die ganze Welt gewinnen wollte, selbst damit endete, Gefangener zu sein; daß er nicht einmal im Streit unterlag, sondern wie eine Täuschung aufgezehrt ward. Wenn da solche waren, die ihr Vertrauen auf ihn gesetzt und auf ihn gehofft hatten, so wird er sich ihrer erinnern, und seine Seele wird nicht unbekannt sein mit der schmerzlichen Bekümmerung, ob auch sie ihn verlassen wollen; von seinem Gefängnis wird er ihnen vielleicht schreiben: „Verlaßt mich nicht jetzt, da ich von allen verlassen bin, bewahret euer Vertrauen zu mir wie vordem, vergesset mich nicht jetzt, da ich von allen vergessen bin.“ Vielleicht würde er ihre Herzen bewegen, vielleicht würde ein Einzelner zu ihm kommen, und wenn dies erlaubt würde, den Gefangenen besuchen, mit ihm trauern, ihn trösten und mit ihm sich erbauen. Es ist schön, davon zu reden, der Gedanke allein schon bewegt jedes besseren Menschen Herz. Doch Paulus war ein Apostel. Wenn auch betrübt, war er doch allzeit freudig; wenn auch arm, machte er allzeit viele reich; wenn er auch nichts hatte, besaß er doch alles. Von seiner Gefangenschaft schreibt er der fernen Gemeinde: „Darum bitte ich, daß Ihr nicht müde werdet um meiner Trübsale willen, die ich für Euch leide, welche Euch eine Ehre sind.“

Er, der selbst Trost zu brauchen scheinen könnte, er ist hurtig, sozusagen in gutem Einverständnis mit dem Herrn, freudig in der Trübsal, mutig in der Gefahr, nicht beschäftigt mit seinem eigenen Leiden, sondern bekümmert um die Gemeinde; und nur insoweit bedenkt er seine Trübsal, als sie die Gemeinde veranlassen könnte, zu verzagen.

Wenn ein Mensch Friede und Ruhe in seinem Unglück gefunden hätte, würde vielleicht das Leid, daß andere über seiner Widerwärtigkeit die Freimütigkeit und den Glauben verlieren könnten, in ihm neue Unruhe wecken. Doch soll die Gottesfurcht in ihm siegen, und er soll vertrauensvoll die Geliebten in Gottes Hand befehlen. Es rührt das Herz, davon zu reden, jeder bessere Mensch fühlt, daß diese stille Hingebung wohl des Strebens wert ist. Doch Paulus war ein Apostel, er schreibt aus seiner Gefangenschaft: „Diese meine Trübsale, die ich für Euch leide, sind Eure Ehre.“

Der, welcher eine Lehre den Menschen anzubefehlen hat und strebt, sie zu gewinnen, hat ja ein Zeugnis, auf das er getrost den Einzelnen hinweist. Aber wenn dieses Zeugnis trügt, sieht er wohl ein, daß die Macht von ihm genommen ist, und wiewohl es sehr schwer ist, versöhnt er sich doch mit Gott in seinem Herzen; und trauert wohl wie die, welche der Bräutigam verließ und die Freude, aber auch wie der, der nicht ins Ungewisse lief, der nicht vergaß, daß höher als die Rettung anderer die Rettung der eigenen Seele ist, den unruhigen Sinn dem Gehorsam des Glaubens zu unterwerfen, die irrenden Gedanken

mit der Macht der Überzeugung in den Banden der Liebe zu halten. Es ist wohltuend, davon zu reden, und jeder redliche Mensch bekennt, daß es selig ist, so sein eigenes Haus zu bestellen, wenn man ausgedient hat beim großen Werk und über das Geringere gesetzt wird. — Aber Paulus! Lebte er in der Gunst der Mächtigen, daß sie seine Lehre anbefehlen könnte? Nein, er war gefangen. Huldigten die Weisen seiner Lehre, daß ihr Ansehen für die Wahrheit bürgen könnte? Nein, sie war ihnen eine Torheit. Vermochte seine Lehre hurtig den Einzelnen in den Besitz einer übernatürlichen Macht zu setzen, bot sie sich den Menschen feil durch Gaukelwerk? Nein, sie mußte langsam erworben werden, in Prüfungen angeeignet werden, die mit dem Verzicht auf alles begannen. Hatte Paulus irgendein Zeugnis? Ja, er hatte das menschliche Zeugnis gegen sich, und dazu hatte er noch die Bekümmerung, daß die Gemeinde verzagen würde, oder was schlimmer war, an ihm sich ärgerte; denn das Ärgernis liegt niemals näher, als wenn Wahrheit unterdrückt wird, wenn Unschuld leidet, wenn Ungerechtigkeit ihres Sieges sicher ist, wenn Gewalt Glück hat, wenn Unwissenheit nicht einmal nötig hat, Gewalt gegen das Gute zu gebrauchen, sondern sorglos und unbekümmert unwissend darum bleibt, daß es da ist. Aber verzagt Paulus, vom Zeugnis verlassen? Keineswegs. Als er kein anderes Zeugnis hatte, sich darauf zu berufen, berief er sich auf seine Trübsale. Ist dieses nicht wie ein Wunder? Wenn Paulus nicht anders kräftig bewiesen hätte, daß er wundertätige Macht besitze, ist dieses nicht

ein Beweis? Trübsale in ein Zeugnis für der Lehre Wahrheit verwandeln, Schande in Ehre für sich und die glaubende Gemeinde verwandeln; die verlorene Sache in eine Ehrensache verwandeln, die die ganze begeisternde Macht des Zeugnisses hat, ist das nicht gleich wie den Lahmen zum Gehen bringen und den Stummen redend machen!

Was gab Paulus die Macht dazu? Er hatte selbst ein Zeugnis; er war kein zweifelnder Mann, der in seinem Innersten die starken Gedanken doch widerrief. Ein Zeugnis hatte er höher als alles in der Welt, ein Zeugnis, das stärker zeugte, je mehr die Welt gegen ihn war. War er ein schwacher Mann? Nein, er war mächtig. War er wankend? Nein, er war fest; denn er war machtvoll bekräftigt durch den Geist Gottes im inneren Menschen.

Was der Apostel selbst war, wofür sein ganzes Leben den Beweis führt, das wünscht er jedem Einzelnen in der Gemeinde. Wenn auch die Bedingungen jener Zeit andere waren, wenn auch Kampf und Streit es notwendiger machten, aber vielleicht auch schwieriger, diese Bekräftigung im inneren Menschen zu gewinnen, es bleibt doch zu allen Zeiten und unter allen Umständen das einzige, das einem Menschen nottut: seine Seele in der inneren Bekräftigung zu retten; denn jeder Mensch, zu jeder Zeit, hat ja doch seinen Streit und seine Anfechtung, seine Not, seine Einsamkeit, in der er versucht wird, seine Angst und Ohnmacht, wenn das Zeugnis fehlt. So will ich tiefer überlegen

die Bekräftigung im inneren Menschen

Nur eine gedankenlose Seele kann alles um sich wechseln lassen, sich selbst den unsteten, launenvollen Verwandlungen des Lebens als Beute hingeben, ohne Angst zu bekommen vor einer solchen Welt, ohne sich um sich selbst zu bekümmern. Wie unwürdig und widerwärtig ist ein solches Leben, wie weit ist ein solcher entfernt von der hohen Bestimmung des Menschen, zu zeugen, der Herr der Schöpfung zu sein. Denn soll der Mensch herrschen, muß es eine Ordnung in der Welt geben; es wäre ja anders nur ein Spott über ihn, ihn als Herrscher über wilde Mächte zu setzen, die keinem Gesetze gehorchen. Und wenn er herrschen soll, muß ein Gesetz in ihm selber sein, denn anders könnte er unmöglich herrschen; er würde entweder störend eingreifen, oder es bliebe einem Zufall überlassen, ob er weise herrschte oder nicht. Wäre es so, da wäre der Mensch so weit entfernt, der Herr der Schöpfung zu sein, daß diese eher wünschen müßte, daß er gar nicht da wäre. Sobald deshalb bloß ein Mensch zu einer verständigeren Betrachtung des Lebens sich sammelt, sucht er sich von einem Zusammenhang in allem zu vergewissern, und als Herr der Schöpfung legt er dieser sozusagen die Frage vor, nötigt ihr eine Erklärung ab, fordert ein Zeugnis.

Nur der, welcher seine Seele den weltlichen Begierden hingab; der, welcher die glänzende Knechtschaft der Lust wählte und nicht vermochte, sich von ihrer leichtsinnigen oder schwermütigen Angst freizumachen, nur der begnügt sich, die Schöpfung ihr Zeugnis ablegen zu lassen, daß er schlau und klug

sie im Dienste des Augenblicks benützen kann. Und der Mensch ist der Herr der Schöpfung, deshalb gehorcht sie sogar der unwürdigen Herrschaft. Wie traurig ist solche Verlorenheit, die doch nicht glaubt, gedankenlos hinzuleben, sondern eher, alles zu verstehen, und in des Herzens Verwirrung meint, alles zum eigenen Vorteil zu wenden. Wenn er am Himmel die Abendröte sieht, so sagt er: „Es wird morgen ein schöner Tag werden", aber sieht er am Morgen den Himmel rot und trübe, so sagt er: „Es wird heute ein Unwetter geben"; denn über des Himmels Gestalt, über Wind und Wetter weiß er zu urteilen. Darum sagt er: „Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt, und wollen ein Jahr da liegen und Handel treiben und gewinnen." Wenn er seinen Boden mit Verstand anbaut, so rechnet er, daß er ihm vielfältig geben wird. Sein Auge ergötzt sich am Anblick der reichen Saat, die er selbst vielleicht gedankenlos die gesegnete Frucht nannte. Er baut rasch seine Scheunen größer; denn es ist ihm leicht, vorauszusehen, daß die alten diesen Überfluß nicht fassen werden. Da ist er sicher und froh, preist das Dasein, und legt sich zum Schlafe; doch da heißt es: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern." — Seine Seele von ihm, ist es nicht zu viel verlangt, ob er es wohl verstände? Es ist nicht die Rede von der reichen Ernte, oder von den neulich errichteten Scheunen, aber wenn er nun über alledem vergessen hätte — daß er eine Seele hat. — Indes der, welcher bloß mit wenig Ernst das Leben betrachtet, sieht leicht, daß er nicht

also Herr ist, daß er nicht zugleich Diener ist; daß der Mensch nicht bloß dadurch vom Tiere verschieden ist, daß er verständiger ist als dieses.

Nur der, welcher feig jede tiefere Erklärung flieht; der, welcher nicht den Mut hat, die Verantwortung des Herrn auf sich zu nehmen, indem er sich der Verpflichtung des Dieners unterwirft; nicht Demut hat, gehorchen zu wollen, um herrschen zu lernen, und beständig nur herrschen zu wollen, insoweit er selbst gehorcht — nur er füllt die Zeit mit unaufhörlichen Überlegungen aus, die ihn doch nicht weiterführen, sondern eher zur Zerstreuung dienen, in welcher seine Seele, sein Vermögen zu fassen und zu wollen, verschwindet wie ein Dampf und ausgelöscht wird wie eine Flamme. Wie traurig ist solche Selbstverzehrung, wie weit ist ein Solcher davon entfernt, durch sein Leben zu zeugen, in seinem Leben auszudrücken des Menschen erhabene Bestimmung: Gottes Mitarbeiter zu sein.

Durch jede tiefere Besinnung, die ihn älter macht als den Augenblick und ihn das Ewige ergreifen läßt, vergewissert sich der Mensch davon, daß er ein wirkliches Verhältnis zu einer Welt hat, und daß also dieses Verhältnis nicht ein bloßes Wissen von dieser Welt und von sich selbst als einem Teil ihrer sein kann, da ein solches Wissen kein Verhältnis ist, eben weil er selbst in diesem Wissen gleichgültig gegen diese Welt ist und diese Welt gleichgültig gegen sein Wissen von ihr. Erst in dem Augenblick, da die Bekümmerung in seiner Seele erwacht, was die Welt für ihn zu bedeuten habe, und er für

die Welt, was all das in ihm, wodurch er selbst zur Welt gehört, für ihn zu bedeuten habe und er darin für die Welt, erst da verkündigt sich der innere Mensch in dieser Bekümmerung. Diese Bekümmerung wird nicht gestillt durch ein näheres oder umfassenderes Wissen, sie begehrt eine andere Art von Wissen, ein Wissen, das in keinem Augenblick dabei bleibt, Wissen zu sein, sondern im Augenblick des Besitzes in ein Handeln sich verwandelt; denn anders wird es nicht besessen. Diese Bekümmerung verlangt auch eine Erklärung, ein Zeugnis, aber von einer andern Art. Wenn ein Mensch in seinem Wissen alles wissen könnte, aber nichts wüßte vom Verhältnis dieses Wissens zu ihm, so hätte er wohl in seinem Streben, vom Verhältnis seines Wissens zu dessen Gegenstand sich zu vergewissern, ein Zeugnis verlangt, aber er hätte nicht gefaßt, daß es ein ganz anderes Zeugnis braucht: so wäre die Bekümmerung in seiner Seele noch nicht erwacht. Sobald diese erwacht, wird sein Wissen als trostlos sich erweisen, weil all das Wissen, in welchem ein Mensch vor sich selber verschwindet, ebenso jede Erklärung, die durch ein solches Wissen zustande kommt, zweideutig ist, bald dies, bald jenes erklärt und das Gegenteil bedeuten kann, ebenso jedes Zeugnis dieser Art, gerade wenn es zeugt, voll Trug und Rätsel ist und nur Angst gebiert. Wie sollte auch ein Mensch in diesem Wissen sich davon vergewissern, ob Glück Gottes Gnade ist, so daß er an ihm sich freuen, sicher sich ihm hingeben darf, oder ob es des Himmels Zorn ist, und trügerisch nur den Abgrund der Verlorenheit vor

ihm verbirgt, daß sein Untergang um so schrecklicher sei? Wie sollte ein Mensch in diesem Wissen sich davon vergewissern, ob Unglück des Himmels Strafe ist, daß er von ihm sich zermalmen lassen kann, oder daß es Gottes Liebe ist, die ihn in Prüfungen liebt, daß er freudig und zuversichtlich in der Not der Versuchung an die Liebe denken muß? Wie sollte ein Mensch durch ein solches Wissen sich davon vergewissern, ob er in der Welt hochgestellt und ihm viel anvertraut wurde, weil Gott in ihm sein auserwähltes Werkzeug liebte, oder dies geschah, weil er zum Sprichwort für die Menschen werden sollte, eine Warnung, ein Schreck für andere? Denn sein Wissen kann ihn wohl davon vergewissern, daß alles ihm glücke, daß alles ihm sich füge, daß alles geschehe, wie er es will, daß alles ihm gegeben werde, worauf er zeigt, daß er hoch betraut sei wie keiner — aber mehr kann dieses Wissen ihn nicht lehren. Und diese Erklärung ist sehr zweideutig, und dieses Wissen ist ohne Trost.

In jener Bekümmerung verkündigt sich der innere Mensch und verlangt eine Erklärung, ein Zeugnis, das die Bedeutung des Ganzen für ihn und seine eigene Bedeutung erklärt, indem es ihn selbst in dem Gott erklärt, der alles in Seiner ewigen Weisheit zusammenhält, und den Menschen zum Herrn der Schöpfung machte dadurch, daß er Gottes Knecht wurde, und für ihn sich erklärte dadurch, daß Er ihn zu Seinem Mitarbeiter machte, und durch jede Erklärung, die Er einem Menschen gibt, ihn bestärkt im inneren Menschen. In jener Bekümmerung verkündigt sich

der innere Mensch, der nicht bekümmert ist um die ganze Welt, sondern nur um Gott und um sich selbst, und um die Erklärung, die ihm die Beziehung verständlich macht, und um das Zeugnis, das ihn in der Beziehung bekräftigt. Diese Bekümmerung hört keinen Augenblick auf; denn das Wissen, das er gewinnt, ist kein gleichgültiges Wissen. Wenn nämlich ein Mensch meinte, gleichsam ein für allemal diese Sache zu entscheiden und dann fertig zu sein, so wäre der innere Mensch in ihm nur totgeboren und verschwände wieder. Aber wenn er in Wahrheit bekümmert ist, wird alles durch Gott zur Bekräftigung im inneren Menschen dienen; denn Gott ist treu und läßt Sich nicht ohne Zeugnis. Aber Gott ist Geist und kann deshalb ein Zeugnis geben nur im Geist: im inneren Menschen.

So wird Glück einem solchen Menschen zur Bekräftigung im inneren Menschen dienen. Oft hört man die Menschen sagen, daß das Leben so trugvoll sei, und wie verschieden auch die Hoffnungen und Wünsche der Einzelnen waren, so einigten sich doch so sehr viele in der Entscheidung, daß die schöne Forderung der Erwartungen niemals sich erfüllte, wenn auch nur allzu viele zuerst sich selber betrogen dadurch, daß sie Trost suchten in der Einbildung, daß sie einmal in Wahrheit große Erwartungen genährt hätten. So klagen sie über die Welt, daß sie das Land des Elends sei; über die Zeit, daß sie eitel Mühe und verlorene Arbeit sei, die den Menschen dem Ziel seines Wunsches nicht näher führe; über die Menschen, daß sie treulos seien, oder doch träge, lau, selbst-

süchtig; über sich selbst auf dieselbe Weise wie über andere Dinge im Leben, daß sie nicht als das sich erwiesen, was sie einmal zu sein schienen; über die Ordnung aller Dinge hier auf Erden, daß all das eitle und äußere Wesen Fortgang habe, daß alle Tat gekrönt werde, deren Kraft Wortschwall ist; das Gefühl gepriesen, dessen Stärke in Redensarten ist; die Not Teilnahme finde, deren Beweis im Schreien liegt; aber daß das redliche Streben nur Undank und Verkennung gewinne, daß das stille innerliche Gefühl nur Mißverständnis begegne, das tiefe, einsame Leid nur Kränkung finde. Selten hört man eine ernstere Stimme, die jeden ermahnt, des Lebens Unterweisung anzunehmen und in der Schule der Widerwärtigkeiten sich erziehen zu lassen, eine erprobte Rede, die mit allem Nachdruck fragt: „Sollte ein Reicher gerettet werden, sollte der Mächtige auf dem engen Pfade gehen, sollte der Glückliche sich selbst verleugnen, sollte der Gelehrte und Kluge die verachtete Wahrheit annehmen?“ Doch diese Rede wird nicht beachtet, sondern die Klage fährt fort zu tönen, daß nicht bloß der Einzelne im Leben Unglück habe, sondern daß das ganze Leben nur Unglück sei, und daß dies das ganze Dasein zu einer finsteren Rede mache, welche keiner verstehen kann. — Aber Glück — das ist leicht zu verstehen. Und doch: — Hiob war ein alter Mann und war alt geworden in der Furcht Gottes, er opferte Brandopfer für jedes seiner Kinder, so oft sie zum Mahle gingen. — „Aber Glück ist leicht zu verstehen“ — und doch kann nicht einmal der Glückliche selbst es verstehen. Sieh ihn an, den Glück-

lichen, welchem in allem fügsam zu sein das Glück sich zur Freude machte. Er arbeitet nicht und doch ist er herrlich wie Salomo, sein Leben ist Tanz, sein Gedanke berauscht im Traum der Wünsche, und jeder Traum wird erfüllt, sein Auge ist hurtiger gesättigt, als es begehrt, sein Herz birgt keinen geheimen Gedanken, sein Sehnen hat keine Grenze kennengelernt. Aber wenn du ihn fragen wolltest: „Woher kommt all dieses?", so würde er wohl leichtsinnig antworten: „Ich weiß es selber nicht." Diese Antwort möchte ihn wohl sogar ergötzen in seinem Leichtsinn wie ein Scherz, der mit zum übrigen paßte, aber er würde nicht fassen oder bloß ahnen, was er eigentlich sagte, und wie er selbst sich richtete. Die bürgerliche Obrigkeit wacht darüber, daß jeder behalte, was ihm mit Recht gehört. Wenn sie einen Menschen entdeckt, dessen Überfluß und Reichtum alle in Verwunderung setzen, fordert sie eine Erklärung von ihm, woher er es habe. Und kann er es nicht erklären, wirft sie einen Verdacht auf ihn, daß er nicht auf ehrliche Weise es erhielt, daß er nicht im rechtmäßigen Besitz davon sei, daß er vielleicht ein Dieb sei. Die menschliche Gerechtigkeit ist nur ein sehr unvollkommenes Gleichnis der göttlichen. Diese hat ein wachsames Auge auf jeden Menschen. Wenn ein Mensch auf die Frage, woher er das alles habe, keine andere Antwort hat, als daß er selbst es nicht wisse, richtet sie ihn, und bleibt bei ihm wie ein Verdacht gegen ihn, daß er nicht in rechtmäßigem Besitz davon sei! Dieser Verdacht ist nicht ein Diener der Gerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit selbst; ist die, welche anklagt und

richtet und ihm das Urteil verkündet und seine Seele im Gefängnis bewacht, daß sie nicht entweiche. Was fordert man denn von dem Glücklichen? Was anderes, als auch eine Bekräftigung im inneren Menschen? Aber er hatte keine Bekümmerung, keinen inneren Menschen; war er je dagewesen, so war er verschwunden und ausgelöscht. Der dagegen, in dessen Seele der innere Mensch sich verkündigt in jener Bekümmerung, wird nicht froh, wenn das Glück in allem ihm sich fügen will. Ein heimliches Grauen bemächtigt sich seiner vor der Macht, die so launisch alles verschwenden will, er hat Angst, mit ihr zu tun zu haben, denn es ist, als forderte sie zum Ersatz etwas von ihm, das so furchtbar ist, daß er kaum der Angst davor einen Namen zu geben weiß. Einen weit geringeren Teil will er mit Dankbarkeit annehmen, wenn er bloß wissen darf, von wem er kommt. Aber dieses verlangt die Bekümmerung in ihm, diese Erklärung, dieses Zeugnis. Ob er auf des Berges Spitze gestellt würde, um auszuschauen über die Reiche und Länder der Welt, und ihm gesagt würde: „Das ist alles dein", er möchte doch zuerst wissen, wer ihn hinaufgestellt habe, wem er zu danken habe. Aber wenn das Glück dessenungeachtet fortfährt, wie er es ausdrücken müßte, ihn zu verfolgen, wird seine Bekümmerung größer und größer; jedoch im Maß, wie seine Bekümmerung zunimmt, gewinnt seine Seele zuletzt die Bekräftigung im inneren Menschen. So ward Glück ihm Anlaß, daß die Bekümmerung zunahm, und so diente Glück ihm zur Bekräftigung im inneren Menschen; denn

der, welcher die ganze Welt besitzt und Gott dankt, wird bekräftigt im inneren Menschen. So wird er sich ganz anders freuen als jener Glückliche; denn der, welcher, wenn er die Welt hat, wie der ist, der sie nicht hat, er hat die Welt; anders wird er gehabt von ihr. So freut er sich über alle die guten Gaben, aber noch mehr freut er sich über Gott und mit Gott, der sie gab. So ergötzt er sein Auge am Glanz der Erde, freut sich darüber, daß die Vorratskammern voll sind, so baut er seine Scheunen größer, so legt er sich ruhig zum Schlafen, und wenn es heißt: „In dieser Nacht will ich deine Seele von dir fordern", so versteht er diese Forderung und ist hurtig fertig und weiß besser Bescheid um seine Seele, die er mit sich nehmen soll, als um all die Herrlichkeit, die er besaß und nun verläßt, all die Herrlichkeit, an der er sich freute, und die von Tag zu Tag ihm zur Bekräftigung im inneren Menschen ward durch Danksagung.

„Aber Glück ist so leicht zu verstehen", und doch kann nicht einmal der Begabte es recht verstehen. Sieh ihn an, den Begabten, den die Natur mit allem Herrlichen ausrüstete, dem sie Macht gab und Klugheit und des Geistes Kraft und des Herzens Unerschrockenheit und des Willens Ausdauer. Sieh ihn an! Warum bebt er zuweilen in seinem Innersten, der die ganze Welt zum Beben brachte? Warum erbleicht zuweilen der in seinem Innersten, der alles durch seine Klugheit beherrschte? Warum ward der zuweilen ohnmächtig in seinem Innersten, der unerschrocken alles unter seinen Augen hatte? Oder sollte

man nicht schaudern in einer stillen Stunde, ohnmächtig werden in einem freien Augenblick —, die Macht zu haben, und nicht zu wissen, wozu man sie hat. Die bürgerliche Gerechtigkeit wacht darüber, daß jeder innerhalb seiner Grenzen bleibt, daß jeder Einzelne dem Ganzen dienen muß. Wenn sie einen Mann entdeckt, dessen Macht die Aufmerksamkeit aller weckt, fordert sie eine Erklärung von ihm, wozu er sie brauche, und kann er die nicht geben, fällt ein Verdacht auf ihn, daß er kein guter Bürger sei, sondern vielleicht ein Friedensstörer. Die menschliche Gerechtigkeit ist nur ein Gleichnis der göttlichen. Diese geht auch zu dem Einzelnen, und ihre Untersuchung ist strenger. Trifft sie einen Menschen, der auf die Frage, wozu er sie habe, nichts anderes antworten kann, als daß er selbst es nicht recht wisse, so bleibt die Gerechtigkeit bei ihm wie ein Verdacht auf ihn. Sie nimmt vielleicht nicht die Macht von ihm; denn möglicherweise hat er sie noch nicht mißbraucht, aber sie wird zu einer Angst in seiner Seele, die wacht, wann er es am wenigsten erwartet. Was fehlt denn einem solchen Menschen? Was anderes, als eine Bekräftigung im inneren Menschen? — Aber der, in dessen Seele der innere Mensch sich verkündigt in jener Bekümmerung, wird nicht froh, wenn er entdeckt, daß er die Macht hat. Er wird unruhig, fast bange vor sich selber. Mit Angst vergewissert er sich davon, wieviel er vermag. Aber wenn er dessenungeachtet die Macht nicht loswerden kann, wird seine Bekümmerung und seine Herzensangst größer und größer, bis diese Bekümmerung die Bekräftigung

im inneren Menschen gebiert. So weiß er nicht bloß, daß er die Macht hat, sondern er weiß auch, was jener Begünstigte nicht wußte, wem die Ehre zukommt und wem sie mit Recht gehört. So freut er sich darüber, daß jedes Unternehmen glückt, so sehnt er sich, das Ziel seines Strebens zu erreichen, aber noch mehr freut er sich doch über Gott, und noch mehr sehnt er sich nach dem Augenblick, da er mit seinem Gott sich darüber freuen wird, daß es geglückt ist. So umfaßt seine Seele die ganze Welt, und seine Pläne gehen weit um die Länder, aber wenn es in der Stille der Nacht heißt: „Tu Rechnung von deinem Haushalten!", so weiß er, was dieser Befehl zu bedeuten hat, er weiß, wo er die Rechenschaft liegen hat, und ob auch Mängel in ihr sind, er verläßt getrost die Welt der Gedanken und Geschäfte, in welcher er doch nicht so seine Seele hatte, verläßt die kunstreich verwickelte und weit ausgestreckte Arbeit, die ihm Tag für Tag Anlaß gewesen war zur Bekräftigung im inneren Menschen.

„Aber Glück ist so leicht zu verstehen" — und doch wird es zuweilen auch nicht einmal von einem Menschen verstanden, der mit Widerwärtigkeiten vertraut ist. Sieh ihn an! Er hatte gelernt, daß es Not im Leben gibt, er hatte in schweren Schicksalen sich selbst gestanden, wie schwach und ohnmächtig doch ein Mensch mit seinen eigenen Kräften sei. Dennoch gab er den Mut nicht auf; er verzagte nicht, er fuhr fort zu arbeiten. Ob er etwas erreichte dadurch, ob er vorwärts oder rückwärts kam, ob er sich bewegte oder stille stand, das wußte er nicht; denn

es hatte eine Finsternis um ihn sich ausgebreitet und es war wie eine beständige Nacht. Dennoch strengte er seine letzten Kräfte an. Siehe! da ging die Sonne des Glückes wieder auf, beleuchtete alles, verklärte alles, vergewisserte ihn, daß er sehr weit gekommen war, daß es gewonnen war, wofür er gearbeitet hatte. So brach er in Freude aus: „So mußte es kommen; denn eines Menschen Anstrengung ist nicht eine unfruchtbare und bedeutungslose Mühe." So hatte er alles verscherzt und bekam keine Bekräftigung im inneren Menschen. Er hatte vergessen das Bekenntnis der Stunde der Not, vergessen, daß die Erfüllung nicht sicherer ist, weil sie gekommen ist, als sie war, da er gestand, daß er nicht darauf rechnen könne, sie mit eigenen Kräften zu erreichen. Unglück hatte er verstanden, aber Glück konnte er nicht verstehen. So ging der innere Mensch gleichsam aus in seiner Seele. Oder wenn die Gerechtigkeit ihn besuchte und eine Erklärung von ihm verlangte, — ob ihr seine Antwort wohl genügen könnte? Er hatte den Herrn besser in der Feuersäule verstehen gekonnt, die ein einzelnes Mal in der Nacht leuchtete, aber als es Tag ward, konnte er den Blick nicht auf die Wolkensäule richten. — Der dagegen, in dessen Seele der innere Mensch sich verkündigt in jener Bekümmerung, gewann, als der Tag der Freude über die Finsternis siegte, eine volle Bekräftigung im inneren Menschen; denn die Freude nehmen ohne diese Bekümmerung um das Zeugnis, hieße einer Täuschung sich hingeben. Aber das Zeugnis empfing er mit froher Dankbarkeit, weil es zu dem kam, den es nicht schlafend fand.

Und der innere Mensch nahm zu Tag für Tag an Wohlgefallen vor Gott. Und wenn der Herr einmal den Knecht wegrief, so kannte er den Weg und verließ alles, und nahm nur die Zeugnisse mit sich, in denen er seine Seligkeit gehabt hatte.

„Aber Glück ist so leicht zu verstehen", und doch versteht oft auch der Unglückliche es nicht, oder weiß recht, wovon er redet. Zu dem Glücklichen redet man getrost; denn wenn das Gesagte ihm nicht behagt, so kann er ja an seinem Glücke sich freuen und des Redenden spotten. Mit dem Unglücklichen ist es eine andere Sache, daß nicht die Rede, wenn sie ihm nicht zusagt, eine neue Plage werde; daß er nicht, wenn er meint, daß der Redende selbst nichts erfahren hat, noch ungeduldiger werde und es als eine neue Kränkung empfinde, daß der ihn trösten will, der sein Leiden nicht kennt. Aber wer auch dies gesagt hat, es bleibt doch wahr, daß der Unglückliche oft nicht versteht, was Glück ist. Und wer versteht es doch in einem andern Sinn besser als eben der Unglückliche? Denn wer verstände besser von der Lust des Reichtums zu reden als der, welcher von Brosamen lebt, wer schilderte Macht und Gewalt glühender als der, welcher in Knechtschaft seufzte, wer schilderte der Menschen Vereinigung hinreißender als der, welcher einsam blieb im Leben? Aber der, welcher zu schildern verstand, verstand doch vielleicht nicht immer sich selbst; aber der, welcher nicht sich selbst verstand, wie sollte er in tieferem Sinne fassen, was außer ihm ist? Wenn er dagegen sich selbst verstand, oder sich selbst zu verstehen suchte, wenn er in Wahrheit bekümmert war,

sich selbst zu verstehen, wenn der innere Mensch in ihm sich verkündigte in jener Bekümmerung: so wird er das Glück verstehen, wird er die Bedeutung dessen verstehen, daß ihm es verweigert ward, so wird er nicht mit Bildern der Einbildung umgehen und nicht mit Träumen sich stärken, sondern in seinem Unglück bekümmert sein um sich selbst. So wird einem solchen Menschen Unglück zur Bekräftigung im inneren Menschen dienen. Und wie sollte es nicht? Der innere Mensch verkündigt sich ja in jener Bekümmerung, und Unglück läßt ja gerade das Äußere, das Sinnliche, das Handgreifliche verschwinden und sich verwirren; aber ruft es darum zugleich immer das Innere ins Leben? Und Widerwärtigkeit macht ja jeden Menschen bekümmert, aber macht sie ihn immer bekümmert um Gott? Bekräftigte nicht das Leben öfter die Wahrheit des ernsten Wortes, das von demselben ertönt, der vor Glück warnte, und deshalb mit tiefer Bedeutung ertönt: „daß auch Widerwärtigkeiten Versuchungen sind." Sieh ihn an, den Bekümmerten! Sieh näher hin auf ihn, du erkennst ihn fast nicht wieder seit der Zeit, da er so froh ging, so stark, so zuversichtlich ins Leben. Seine Bestimmung im Leben war ihm so deutlich und so wünschenswürdig, sein Denken kannte sein Streben, und sein Herz hing daran, seine Kraft arbeitete getreulich — und die Hoffnung verhieß ihm eine glückliche Erfüllung. Denn es gibt eine Hoffnung, die des Himmels väterliche Gabe für das Kind ist, eine Hoffnung, die mit dem Kind aufwächst, mit welcher der Jüngling in das Leben hinausgeht.

Diese Hoffnung steht ihm für alles ein. Wer gab ihm auch diese Hoffnung, wenn nicht der Herr im Himmel; sollte sie nun nicht gültig sein in der weiten Welt, in allen den Reichen und Landen, die dem himmlischen König gehören, der sie ihm gab! Doch geschah es nicht also, und bald hatten Widerwärtigkeiten die schöne Hoffnung dem Stärkeren entwunden, dem Schwächeren abgenarrt. So verwirrte alles sich für ihn. Es gab keinen Herrscher mehr im Himmel, die weite Welt war ein Tummelplatz für des Lebens wilden Lärm, da war kein Ohr, das die Verwirrung zur Harmonie sammelte, keine Hand, die lenkend eingriff. Wie auch ein Mensch im Leben sich trösten konnte, die Hoffnung, meinte er, war verloren, und die Hoffnung blieb verloren. So ward seine Seele bekümmert. Und je mehr er in die Gesetzlosigkeit stierte, in der alles sich aufzulösen schien, um so mehr Macht gewann sie über ihn, bis sie ganz ihn betörte, bis seinen Gedanken schwindelte, er selbst hinabstürzte und in Verzweiflung sich verlor. Oder wenn die Bekümmerung auch nicht so eine verführerische Macht über ihn bekam, seine Seele blieb doch ohne Teilnahme und allem fremd. Er sah darauf, wie die andern, aber sein Auge las beständig eine unsichtbare Schrift in allem, daß es Leere sei und Täuschung. Oder er zog von den Menschen sich zurück und ermattete meuchelmörderisch seine Seele in Bekümmerungen, in düsteren Gedanken, im unfruchtbaren Dienst unruhiger Stimmungen. Was mangelte einem solchen Menschen, was war das, was er nicht gewann, als er alles verlor, was anderes als die Be-

kräftigung im inneren Menschen? — Der dagegen, in dessen Seele jene Bekümmerung war, ehe die Bekümmerung ihn erreichte, die von außen kommt; der, dessen Seele die Freude niemals so zufrieden stellte, daß sie nicht die Bekümmerung um das Zeugnis doch behielt, aber die äußere Bekümmerung auch nicht so überwältigte, daß die Möglichkeit der Freude verschwand, solange er noch um das Zeugnis sich bekümmerte — für ihn ward die Bekümmerung, die von außen kam, nach und nach ein Freund. Sie vereinigte sich mit der Bekümmerung in ihm, sie verhinderte ihn, fehlzusehen auf das Leben, sie half ihm dazu, die Seele in Bekümmerung sinken und sinken zu lassen, bis sie das Zeugnis fand. So wurde er nach und nach leichter und leichter, er warf schließlich die irdische Last der weltlichen Wünsche ab, und ruhte mit dem Zeugnis in Gott, selig durch die Hoffnung, die er gewonnen hatte. Denn es gibt eine Hoffnung, von welcher die Schrift sagt, daß sie durch Erfahrung erworben wird. Welche Erfahrung meint nun die Schrift; vielleicht die, in der ein Mensch sich vergewissert, daß er alles bekommt, was er hofft. Die Schrift sagt, daß diese Erfahrung eine Frucht der Anfechtung ist. Aber eine solche Hoffnung kann die Welt ja nicht nehmen, denn sie wird ja gewonnen in der Not, und gewinnt Stärke durch die Not. Ihm verhalf Unglück zu einer Bekräftigung im inneren Menschen; denn der, welcher das, was er lernte, aus seinem Leiden lernte, und das Gute durch Leiden lernte, gewann nicht bloß die beste Lehre, sondern was viel mehr ist — den besten Lehrmeister,

und der, welcher von Gott lernt, wird bekräftigt im inneren Menschen. Wenn er nun auch alles verlor, so gewann er doch alles, und Abraham besaß nur ein Grab in Kanaan, und doch war er Gottes Auserwählter.

Sieh ihn an, den Unterdrückten. Er klagt nicht über das Leben, sondern über die Menschen, die alles verderben und bitter machen, was Gott gut machte. Sieh ihn näher an! Du erkennst ihn kaum wieder seit der Zeit, da er jung und freudig in das Leben hinausging voller Erwartung, seine Miene so offen, sein Herz so warm, seine Seele so rasch bereit, zu jedem Menschen zu eilen, es gab für ihn nur Freude und Herrlichkeit. Doch so blieb das nicht. Bald hatte, wie er meinte, der Betrug der Menschen ihm seinen Glauben abgelistet, die Hinterlist der Menschen seiner Offenherzigkeit gespottet, der Menschen Kälte und Selbstsucht die Begeisterung in ihm ermattet, der Menschen Neid seinen Mut gestürzt, seine Kraft, seine Feurigkeit, sein stolzes Streben, sein herrliches Wirken in dasselbe Elend wie das, in welchem sie selbst leben. Wie man das Leben auch aushält, die Menschen, meinte er, waren verloren. So verwirrte sich alles für ihn; da war kein Gott, der alles zum Guten dachte, sondern alles war den Menschen überlassen, die alles zum Bösen dachten. Aber je mehr seine Seele wieder in den Abgrund der finsteren Leidenschaften stierte, die sich für ihn vorstellten, um so mehr Macht bekam die Angst der Versuchung über ihn, bis er selbst in sie hinabstürzte und in Verzweiflung sich verlor. Oder wenn der Schmerz ihn auch nicht

so hinriß, so stand er doch fühllos im Kreis der Menschen, er sah es mit andern sich wiederholen, was ihm zugestoßen war, aber er fühlte keine Teilnahme, was half es auch, da er keinen Trost zu bieten hatte. Oder er verbarg sich vor den Menschen, um in der Einsamkeit der Seele in seine trostlose Weisheit sich zu vertiefen, den Gedanken der Verzweiflung in seinem ganzen Schrecken zu ergründen. Oder er ward gebeugt wie ein Rohr, siechte hin in einer langsam zehrenden Wehmut, eine Ängstigung für ihn selbst und für jeden, der Zeuge war, wie er ausgelöscht wurde. — Aber der, in dessen Seele der innere Mensch sich verkündigte in jener Bekümmerung, von der wir reden; der, dessen Seele keines Menschen Liebe so ausfüllte, daß das Zeugnis ihm aus dem Sinn kam, fand wohl niemals die Menschen so, wie jener Beleidigte, und doch fand er sie vielleicht anders, als er gehofft und gewünscht hatte. Aber selbst wenn das Furchtbare geschah, wenn die Menschen gegen ihn aufstanden wie Gewalttäter oder ihn verließen wie Betrüger, wenn der Feind ihn verfolgte, der Freund ihn verriet, wenn der Neid seinen Füßen Fallen legte, was vermochten sie doch über ihn? Sie konnten seine Bekümmerung vermehren, sie konnten ihm dazu helfen, aus seiner Seele jedes Gefühl zu reißen, mit dem er der Schöpfung so angehörte, daß er in ihm nicht zugleich dem Schöpfer angehörte. Aber sie konnten nicht verhindern, daß die Bekümmerung um Gott, die in seiner Seele war, tiefer und innerlicher ihren Gegenstand suchte. Und der, welcher Gott sucht, findet allzeit, und der, welcher einen Men-

schen nötigt zu suchen, hilft ihm zu finden. So suchte seine Seele in der Bekümmerung innerlicher und innerlicher, bis sie das Zeugnis fand; denn der, welcher Gott liebt, wird bekräftigt im inneren Menschen, und der, welcher die Menschen liebte und nur durch diese Liebe gleichsam lernte, Gott zu lieben, dessen Erziehung war doch nur unvollkommen; aber der, welcher Gott liebte, und in dieser Liebe die Menschen lieben lernte, ward bekräftigt im inneren Menschen. Verweigerte der Mensch ihm seine Liebe, so half er ihm, die Gottes zu finden, die seliger ist, als was in eines Menschen Herzen aufkam; verweigerte der Freund ihm seinen Trost, so half er ihm, den Gottes zu finden, der über alle Maßen ist; verweigerte die Welt ihm ihren Beifall, so half sie ihm, den Gottes zu suchen, der über allen Verstand geht. Sieh ihn an, den Versuchten, der geprüft ward in der Not der Anfechtung. Vielleicht sahst du ihn seltener; denn die Anfechtung kommt ja nicht allzeit mit sichtbaren Zeichen. Es war nicht, was wir eigentlich Unglück nennen, worin er geprüft ward; die Menschen verließen ihn nicht, im Gegenteil, in äußerer Hinsicht war alles freundlich und schön. Dennoch saß seine Seele in Not, und wie diese nicht im Äußeren lag, so konnte er auch nicht der Menschen Trost finden. Äußerlich glückte ihm alles, und dennoch war seine Seele in Angst, ohne Zuversicht und Freimut. Er suchte nicht Frieden und Ruhe im Äußeren, und doch war sein Herz ohne Unterlaß beschwert. So erlag der innere Mensch in ihm, es war ihm, als wäre das äußere Glück nur da, um das innerliche Leiden einzufrieden,

daß er nicht einmal in den Widerwärtigkeiten der Welt Linderung finden sollte; es war ihm, als wäre Gott selbst es, der Seine gewaltige Hand auf ihn legte, als wäre er ein Kind des Zornes, und doch konnte er nicht näher verstehen oder sich erklären wie. So empörte sein Innerstes sich in ihm, so tat er, was in einer alten Erbauungsschrift steht, so „rühmte er sich dessen, daß er verloren sei", und daß Gott selbst es sei, der ihn in die Verlorenheit gestürzt habe. So versteinerte der innere Mensch in ihm. — Aber der, in dessen Seele der innere Mensch sich verkündigte in jener Bekümmerung, von der wir reden, er ließ dennoch nicht die Bekümmerung los. Wenn er auch die Erklärung nicht fand, er fand doch die Erklärung, er solle auf die Erklärung warten. Er fand doch die Erklärung, daß Gott prüfte, er fand doch den Trost, daß, wenn Gott prüft, die Zeit wohl sehr lang wird, aber daß Gott alles wieder einholen kann, denn für Ihn ist ein Tag wie tausend Jahre. So ward er stiller in seiner Not. Er floh nicht den Schmerz der Anfechtung, er ward ihm ein vertrauter, ein vermummter Freund, wenn er auch nicht faßte wie, wenn er auch vergebens seinen Gedanken anstrengte, um sein Rätsel zu erklären. Aber all wie seine Bekümmerung zunahm, aber auch zunahm an Stille und Demut, so daß er, wieviel er auch litt, allzeit lieber bei der Anfechtung zu bleiben wählte als irgendwo anders in der Welt, brach auch zuletzt das Zeugnis hervor in der vollen Gewißheit des Glaubens; denn der, welcher Gott gegen den Verstand glaubt, wird bekräftigt im inneren Menschen. Ihm

diente die Anfechtung zu einer Bekräftigung im inneren Menschen, er lernte das Schönste von allem, das Seligste, daß Gott ihn liebte; denn wen Gott prüft, den liebt er.

So dient denn Glück und Unglück einem solchen Menschen zur Bekräftigung im inneren Menschen. Aber die Bekräftigung kann kein Mensch selbst sich geben, und der, welcher ein Zeugnis empfängt, ist ja nicht der, welcher es gibt. Hieran erinnert Paulus auch in unserem Text: „Denn das Zeugnis selbst ist eine Gabe von Gott, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe kommt, die herrlichste von allen, eine Gabe vom Vater im Himmel, nach dem alle Vaterschaft genannt wird im Himmel und auf Erden." Das sind Worte des Apostels, und dieser Vaterschaft Gottes schreibt er die Bekräftigung im inneren Menschen zu, und schreibt sie ihr so zu, daß Gottes Liebe, gerade in dieser Äußerung, in der Bekräftigung im inneren Menschen, als Vaterliebe sich beweist. Wir nennen Gott einen Vater, der Mensch ruht froh und zuversichtlich in dieser Benennung als der schönsten, der erhebendsten, aber auch als der wahrsten und bezeichnendsten, und doch ist dieser Ausdruck ja ein bildlicher, hergeholt vom irdischen Leben, wenn auch vom Schönsten, das das Erdenleben hat. Aber wenn der Ausdruck ein bildlicher ist, ein übertragener, reicht er wirklich bis zum Himmel, um zu bezeichnen, was er bezeichnen soll, oder verflüchtigt er sich nicht, je höher er steigt, wie ein irdisches Sehnen, das doch allzeit nur dunkel redet? Ja, für den, der auf das Äußere sieht, wird der Ausdruck ein uneigentlicher und

unwirklicher; denn wenn er meint, Gott gebe die guten Gaben, wie ein Vater es tut, aber doch so, daß die Gaben es sind, die gleichsam beweisen, daß Gott unser Vater ist, so urteilt er äußerlich, und für ihn wird die Wahrheit selbst uneigentlich. Aber der innere Mensch sieht nicht auf die Gaben, sondern auf den Geber; die menschliche Scheidung zwischen dem, was man Gabe nennen müßte, und dem, was die Sprache nicht geneigt ist so zu nennen, verschwindet für ihn im Wesentlichen, im Geber; Freude und Leid, Glück und Unglück, Not und Sieg sind für ihn Gaben; denn ihm ist der Geber das Wichtigste. Der innere Mensch versteht das und ist dessen gewiß, daß Gott ein Vater im Himmel ist, und daß dieser Ausdruck nicht ein bildlich unvollkommener ist, sondern der eigentlichste und wahrste, weil Er nicht bloß die Gaben gibt, sondern Sich selbst mit, wie kein Mensch es vermag, der nur in einem Gefühl oder in einer Stimmung in der Gabe zur Stelle sein kann, nicht wesentlich, nicht der ganzen Gabe Inhalt bis zum mindesten durchdringen, nicht ganz in der ganzen Gabe, noch weniger ganz im geringsten Teile ihrer zur Stelle sein kann. Schien es dir deshalb auch einmal, daß, indem der Gedanke aus dem väterlichen Heim hinauswanderte, er sich verirrte draußen in der Welt, um sich zur Vorstellung von Ihm zu erheben, von Ihm, dem allmächtigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde als dem gemeinsamen Vater aller, daß dir doch etwas verloren ginge, die Verliebtheit nämlich, die dir in dem väterlichen Hause zuteil wurde, weil du nur das Kind warst und er

dein irdischer Vater, nur dein Vater, so wollen wir nicht leugnen, daß es dir so scheinen konnte, daß der Vergleich doch nicht ganz paßte. Aber wenn du dann zu ihm kamst, deinem irdischen Vater, froh über alle Maßen, weil du die ganze Welt gewonnen hattest, und du ihn wohl froh fandest; denn wie sollte er auch nicht sich freuen mit dem Frohen, im besonderen mit dem Frohen, der ihm teurer war als alles, aber doch, gerade weil er dich liebte, nur froh wie aufs Ungewisse, daß nicht, was du gewonnen hattest, dir zum Verderben gereichen sollte; und du dagegen froh, weil du die ganze Welt gewonnen hattest, zu Ihm kamst, deinem himmlischen Vater, und Er ganz mit dir teilnahm an deiner Freude, weil gerade dies, daß du mit Ihm dich freutest, ein untrüglicher Beweis war, daß, was du gewonnen hattest, dir zum Guten dienen müßte — oder wenn du traurig und weinend zu ihm kamst, deinem irdischen Vater, und du ihn wohl weinend fandest; denn wie sollte er nicht weinen mit dem Weinenden, im besonderen mit dem Weinenden, den er höher liebte als alles, aber du dich doch nicht recht verständlich machen konntest für ihn, so daß er mehr trauerte, weil du trauertest, als über das trauerte, worüber du trauertest; und du dagegen traurig, in deiner Seele Bekümmerung zu Ihm kamst, deinem himmlischen Vater, welcher der einzige ist, der Ohren hat zu hören, was im Verborgenen gesprochen wird, und Väterlichkeit, es recht zu verstehen — oder wenn du bekümmert und niedergebeugt zu ihm kamst, deinem irdischen Vater und ihn schwach fandest, wankend, ohne Trost für dich,

und nur dein Schmerz sich mehrte durch sein Leid; und du dagegen zerknirscht und vernichtet zu Ihm kamst, deinem himmlischen Vater und Ihn stark fandest, und stärker, je schwächer du warest, willig zu helfen und allzeit williger, je größer die Not war... mein Zuhörer! da paßt der Vergleich auch nicht mehr ganz. Da hast du gefühlt, daß, nicht weil du einen Vater hast, oder weil die Menschen Väter haben, daß es nicht deshalb ist, daß Gott der Vater im Himmel genannt wird, sondern daß es ist, wie der Apostel sagt: nach Ihm wird alle Vaterschaft genannt im Himmel und auf Erden; so daß, wenn du auch den liebreichsten Vater hättest, den es unter Menschen gegeben hat, auch er nur, trotz seinem besten Willen ein Stiefvater wäre, ein Schatten, ein Abglanz, ein Gleichnis, ein Bild, eine dunkle Rede von der Vaterschaft, nach welcher alle Vaterschaft genannt ist im Himmel und auf Erden. Oh, mein Zuhörer! hast du diese Seligkeit gefaßt, oder besser, hat meine Rede dich daran erinnert, was du besser und innerlicher und voller und seliger besitzest, als ich es beschreiben kann; oder besser: hat meine Rede nichts gestört in dem, was du besitzest, denn was ist doch seliger als dieser Gedanke, den kein Glück, keine Begünstigung, keine Bekümmerung, keine Kränkung, keine Anfechtung, nicht Gegenwärtiges, nicht Zukünftiges einem Menschen entreißen, sondern nur dazu dienen kann, zu stärken und zu kräftigen.

* *
*

Das Erste, sagen die Menschen, ist doch das Schönste, und das Herz hängt daran: der erste Mensch, der ihn zur Stunde grüßte, als er unter die Lebenden gezählt ward; der erste Himmel, der über die Stelle sich wölbte, wo er geboren ward; die erste Sprache, welche die der Mutter heißt; das erste Volk, welches das der Väter heißt; der erste Unterricht, der seine Seele ausweitete; die ersten Gleichaltrigen, die ihn verstanden; der erste Gedanke, der begeisterte; die erste Liebe, die ihn glücklich machte — selig der Mann, der in Wahrheit sagen konnte: „Gott im Himmel war meine erste Liebe"; selig der Mann, dessen Leben eine gesegnete Bekräftigung dieser Liebe war, selig der Mann, der, wenn er auch fehlgriff im Leben und das Äußere nahm anstatt das Innere, wenn seine Seele auch auf vielerlei Weise in die Welt verwickelt ward, doch wieder sich erneuerte im inneren Menschen, indem er zurückkehrte zu seinem Gott, bekräftigt im inneren Menschen.

Hiob

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

„Da stand Hiob auf, und zerriß sein Kleid, und raufte sein Haupt und fiel auf die Erde, und betete an, und sprach: Ich bin nacket von meiner Mutter Leibe kommen, nacket werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!"

Nicht bloß den nennen wir einen Lehrer der Menschen, der durch eine besonders glückliche Gunst, oder mit unermüdlicher Mühe und durchgreifender Ausdauer die eine oder andere Wahrheit entdeckte oder ergründete, das Erworbene als eine Lehre hinterließ, welche die folgenden Geschlechter zu verstehen und in diesem Verstehen sich zuzueignen streben; sondern auch den, vielleicht in noch strengerem Sinn, nennen wir einen Lehrer der Menschheit, der nicht nur Lehre anderen zu übergeben hatte, sondern dem Geschlecht sich selbst als ein Vorbild hinterließ, sein Leben als eine Führung für jeden Menschen, seinen

Namen als eine Bürgschaft für die Vielen, seine Tat als eine Aufmunterung für die Versuchten. Ein solcher Lehrer und Führer der Menschheit ist Hiob, dessen Bedeutung keineswegs in dem liegt, was er gesagt hat, sondern in dem, was er getan hat. Wohl hat er eine Aussage hinterlassen, die durch ihre Kürze und Schönheit zum Sprichwort geworden ist, bewahrt von Geschlecht zu Geschlecht, und keiner hat vermessen etwas hinzugefügt oder etwas weggenommen; aber die Aussage selbst ist nicht der Führer, und Hiobs Bedeutung liegt nicht darin, daß er sie sagte, sondern darin, daß er nach ihr handelte. Das Wort selbst ist wohl schön und der Überlegung wert, aber wenn ein anderer es gesagt hätte, oder wenn Hiob ein anderer gewesen wäre, oder wenn er es bei einer anderen Gelegenheit gesagt hätte, so wäre auch das Wort selbst ein anderes geworden, bedeutungsvoll, wenn anders es dies war, als ausgesagtes, aber nicht bedeutungsvoll dadurch, daß er handelte, indem er es aussagte, daß die Aussage selbst eine Tat war. Wenn Hiob sein ganzes Leben angewendet hätte, um dieses Wort einzuschärfen, wenn er es als die Summe und Vollendung dessen betrachtet hätte, was ein Mensch vom Leben lernen soll, wenn er es beständig bloß *von sich weg* gelehrt hätte, aber niemals selbst es versucht, niemals selbst gehandelt, indem er es aussagte, so wäre Hiob ein anderer, seine Bedeutung eine andere. Es würde Hiobs Name vergessen sein, oder es würde doch gleichgültig sein, ob man ihn wüßte, die Hauptsache wäre der Inhalt des Wortes, die Gedankenfülle, die in ihm läge. Wenn das Ge-

schlecht das Wort angenommen hätte, so wäre es dieses, was das eine Geschlecht dem andern übergäbe; während es jetzt dagegen Hiob selbst ist, der das Geschlecht begleitet. Wenn das eine Geschlecht ausgedient, sein Werk vollbracht, seinen Streit ausgekämpft hat, so hat Hiob es begleitet; wenn das neue Geschlecht mit seinen unüberschaubaren Reihen und jeder Einzelne in diesen auf seinem Platze fertig steht, um die Wanderung zu beginnen, so ist Hiob wieder zur Stelle, nimmt seinen Platz ein, welcher ein Außenposten der Menschheit ist. Sieht das Geschlecht nur frohe Tage in glücklichen Zeiten, so folgt Hiob getreu mit, und wenn der Einzelne doch im Gedanken das Furchtbare erlebt, geängstigt wird durch die Vorstellung, was das Leben an Entsetzen und Not bergen kann, daß niemand weiß, wann die Stunde der Verzweiflung für ihn schlägt, so sucht sein bekümmerter Gedanke hin zu Hiob, ruht in ihm, beruhigt sich durch ihn; denn er folgt getreulich mit und tröstet wohl nicht so, als hätte er ein für allemal gelitten, was nie wieder erlitten werden sollte, aber tröstet wie der, der zeugt, daß das Furchtbare erlitten worden ist, daß der Schrecken erlebt worden ist, daß der Kampf der Verzweiflung gekämpft worden ist, Gott zur Ehre, ihm zur Rettung, andern zu Nutz und Freude. In frohen Tagen, in glücklichen Zeiten geht Hiob an der Seite des Geschlechts und sichert ihm seine Freude, bekämpft den angstvollen Traum, daß ein plötzlicher Schrecken einen Menschen überfallen sollte und Macht haben, seine Seele zu morden als seine gewisse Beute. Nur der Leichtsinnige könnte wünschen,

daß Hiob nicht mit wäre, daß sein ehrwürdiger Name ihn nicht daran erinnern sollte, was er zu vergessen sucht: daß es Schrecken gibt im Leben und Angst; nur der Selbstsüchtige könnte wünschen, daß Hiob nicht da wäre, damit die Vorstellung von seinem Leiden mit ihrem strengen Ernst seine gebrechliche Freude nicht stören sollte, ihn aufschrecken aus seiner in Verhärtung und Verlorenheit berauschten Sicherheit. In sturmvollen Zeiten, wenn der Grund des Daseins wankt, wenn der Augenblick bebt in angstvoller Erwartung dessen, was kommen soll, wenn jede Erklärung verstummt beim Anblick des wilden Aufruhrs, wenn das Innerste des Menschen sich windet in Verzweiflung und in der Seele Bitterkeit zum Himmel schreit, so geht Hiob noch zur Seite des Geschlechts und bürgt dafür, daß ein Sieg ist, bürgt dafür, daß, wenn auch der Einzelne im Streite verliert, doch ein Gott ist, der, wie Er jede Versuchung menschlich macht, selbst wenn ein Mensch in der Versuchung nicht bestände, doch ihren Ausgang so machen wird, daß wir ihn ertragen können, ja, herrlicher als irgendeine menschliche Erwartung. Nur der Trotzige könnte wünschen, daß Hiob nicht da wäre, damit er seine Seele ganz von der letzten Liebe freimachen könnte, die doch noch im Klageschrei der Verzweiflung zurückblieb, damit er klagen, ja, das Leben so verfluchen könnte, daß nicht einmal ein Mitlaut von Glauben und Zuversicht und Demut in seiner Rede wäre, damit er in seinem Trotz den Schrei ersticken könnte, daß es nicht einmal scheinen sollte, als wäre da einer, den er herausforderte. Nur der Weich-

ling könnte wünschen, daß Hiob nicht da wäre; damit er je eher je lieber jeden Gedanken fahren lassen, jede Bewegung in der widerwärtigsten Ohnmacht aufgeben, sich selbst in der elendesten und erbärmlichsten Vergessenheit auslöschen könnte.

Das Wort, das, wenn es genannt wird, sofort an Hiob erinnert, das Wort, das, wenn Hiobs Name genannt wird, sofort lebendig und in jedermanns Gedanken gegenwärtig wird, ist ein einfältiges und simples Wort, verdeckt keine heimliche Weisheit in sich, die von den Tiefsinnigen erforscht werden müßte. Wenn das Kind dieses Wort lernt, wenn es ihm anvertraut wird als eine Mitgift, von der es nicht faßt, wozu es sie gebrauchen soll, so versteht es das Wort, versteht wesentlich dasselbe dabei wie der Weiseste. Jedoch versteht das Kind es nicht, oder besser: es versteht Hiob nicht, denn was es nicht faßt, ist all die Not und das Elend, in dem Hiob geprüft wurde. Davon kann das Kind nur eine dunkle Ahnung haben; und doch, wohl dem Kind, welches das Wort verstand, und den Eindruck bekam von dem, was es nicht faßte, daß es das Furchtbarste von allem sei, und, ehe Sorge und Widerwärtigkeit seinen Gedanken verschlagen machen konnten, die überzeugende und kindlich lebendige Entscheidung besaß, daß es in Wahrheit das Furchtbarste sei. Wenn der Jüngling seinen Gedanken diesem Worte zuwendet, so versteht er es, und versteht wesentlich dasselbe dabei, wie das Kind und wie der Weiseste. Jedoch versteht er es vielleicht nicht, oder besser: er versteht nicht Hiob, woher all die Not und das Elend kommen sollte, worin Hiob ge-

prüft ward; und doch, wohl dem Jüngling, der das Wort verstand, und demütig unter das sich beugte, was er nicht verstand, ehe Trübsal seinen Gedanken eigensinnig machte, als entdeckte er, was keiner zuvor gekannt hätte. Wenn der Ältere das Wort überlegt, so versteht er es und versteht wesentlich dasselbe dabei, wie das Kind und wie der Weiseste. Er versteht auch die Not und den Kummer, in welchem Hiob geprüft ward, und doch versteht er vielleicht nicht Hiob, denn er kann nicht verstehen, wie Hiob imstande war, es zu sagen; und doch, wohl dem Manne, der das Wort verstand und bewundernd festhielt, was er nicht verstand, ehe Kummer und Not ihn mißtrauisch machten, auch gegen Hiob. Wenn der Geprüfte, der den guten Streit stritt, indem er des Wortes gedachte, es nennt, so versteht er das Wort und versteht wesentlich dasselbe dabei, wie das Kind und wie der Weiseste, er versteht Hiobs Elend, er versteht, wie Hiob es sagen konnte. — Er versteht das Wort, er erklärt es, wenn er auch nie darüber redete, herrlicher als der, der ein ganzes Leben brauchte, um dieses Wort allein zu erklären.

Nur der Versuchte, der das Wort prüfte, indem er selbst geprüft ward, nur er erklärt das Wort richtig, nur einen solchen Schüler, nur einen solchen Erklärer wünscht Hiob, nur er lernt von ihm, was zu lernen ist, das Schönste und das Seligste, im Verhältnis zu dem alle andere Kunst oder Weisheit sehr unwesentlich ist. Darum nennen wir Hiob recht eigentlich einen Lehrer der Menschheit, nicht einzelner Menschen, weil er vor

jeden sich stellt als ein Vorbild, jedem mit seinem herrlichen Beispiel winkt, jeden in seinen schönen Worten anruft. Während wohl zuweilen der Einfältigere, der weniger Begabte, oder der von Zeit und Umständen minder Begünstigte, wenn nicht in Neid, so doch in bekümmertem Mißmut Gabe und Gelegenheit sich wünschte, um fassen und sich darein vertiefen zu können, was die Weisen und Gelehrten zu verschiedenen Zeiten ergründet haben, eine Begierde in seiner Seele fühlte, selbst auch andere belehren zu können und nicht immer bloß selbst die Belehrung entgegenzunehmen, so versucht Hiob ihn nicht also. Was sollte auch die menschliche Weisheit hier helfen; sollte sie vielleicht suchen, das verständlicher zu machen, was der Einfältigste und das Kind leicht verstanden und ebensogut verstanden wie der Weiseste? Was sollte die Kunst der Beredsamkeit und die Macht des Wortes hier helfen; sollten sie imstande sein, in dem Redenden oder in irgendeinem andern Menschen hervorzubringen, was der Einfältigste ebensogut vermag wie der Weiseste — die Tat! Sollte nicht eher die menschliche Weisheit alles schwieriger machen, sollte die Kunst der Überredung, die doch in all ihrer Herrlichkeit niemals auf einmal das Verschiedene auszusagen vermag, das auf einmal in eines Menschen Herzen wohnt, nicht eher die Kraft der Handlung betäuben und sie einschlummern lassen in weitläufiger Überlegung! Aber ob dieses nun auch feststeht und als Folge davon der Einzelne es zu vermeiden strebt, mit seiner Rede störend zwischen den Streitenden und das schöne Vorbild einzudringen, das jedem Menschen gleich

nahe ist, daß er nicht, indem er ihm die Weisheit mehrt, auch den Gram mehre, und darauf achtet, daß er nicht sich selbst in prächtigen Worten menschlicher Überredung fange, welche unfruchtbar sind, so folgt daraus doch keineswegs, daß die Überlegung und die Entwicklung nicht ihre Bedeutung haben sollten. Wenn der Überlegende das Wort vorher nicht kennte, so wäre es ihm ja allzeit von Nutzen, daß er es kennen lernte; wenn er das Wort wohl kennte, aber in seinem Leben keinen Anlaß gehabt hätte, es zu prüfen, so wäre es ihm ja von Nutzen, wenn er verstehen lernte, was er einmal vielleicht brauchen sollte; wenn er das Wort geprüft, aber es betrogen hätte, wenn er auch meinte, daß es das Wort war, das ihn betrogen hatte, so wäre es ja von Nutzen, wenn er es noch einmal überlegte, ehe er in der Unruhe des Streites und in der Eile des Kampfes wieder die Flucht von dem Worte weg ergriff. Vielleicht könnte die Überlegung einmal ihre Bedeutung für ihn bekommen, es könnte vielleicht geschehen, daß die Überlegung lebendig und gegenwärtig in seiner Seele bliebe, gerade wenn er sie brauchte, um die verwirrten Gedanken des unruhigen Herzens zu durchdringen, es könnte vielleicht geschehen, daß, was die Überlegung stückweise verstand, sich sammelte, auf einmal wiedergeboren im Augenblick der Entscheidung; daß, was die Überlegung in Vergänglichkeit säte, auferstand am Tage der Not im unvergänglichen Leben der Tat.

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!

In einem Lande gegen Morgen wohnte ein Mann, sein Name war Hiob, er besaß gesegnete Länder, zahllose Herden und fruchtbare Felder, „seine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet, und die bebenden Knie hat er gekräftigt", in seinem Zelt war selig zu wohnen wie in des Himmels Schoß, und in diesem Zelt wohnte er mit sieben Söhnen und drei Töchtern, und bei ihm in diesem Zelt wohnte „Gottes Geheimnis". Und Hiob war ein alter Mann; seine Freude im Leben war die Freude der Kinder, über die er wachte, daß sie ihnen nicht zum Verderben gereichen sollte. Als er eines Tages allein an seinem Herde saß, während seine Kinder zum Fest in des erstgeborenen Bruders Hause versammelt waren, als er Brandopfer geopfert hatte für jedes besonders, da beschickte er auch sein Herz zur Freude im Gedanken an die der Kinder. Wie er dasaß in der Freude stiller Sicherheit, da kam ein Bote, und ehe der ausgeredet hatte, kam ein anderer Bote, und während dieser noch redete, kam der dritte Bote, aber der vierte kam von seinen Söhnen und Töchtern, daß das Haus eingestürzt sei und sie alle begraben habe. „Da stand Hiob auf und zerriß sein Kleid, und raufte sein Haupt, und fiel auf die Erde und betete an." Sein Leid brauchte nicht viele Worte, ja, er sagte auch nicht ein einziges, nur seine Gestalt zeugte, daß sein Herz gebrochen sei. Könnte man es anders wünschen, oder hatte der, der seine Ehre dareinsetzt, nicht trauern zu können am Tage des Leides, nicht seine Scham darin gehabt, auch nicht sich freuen zu können am Tage der Freude? Oder ist der Anblick einer solchen Unveränder-

lichkeit nicht unerfreulich und unerquicklich, ja empörend, wenn es auch erschütternd ist, den ehrwürdigen Greis, der eben noch in der Freude des Herrn mit seinem väterlichen Antlitz saß, nun hingeworfen auf der Erde mit zerrissenem Kleid und zerrauftem Haupte zu sehen! Als er nun so ohne Verzweiflung mit menschlichem Gefühl dem Leide sich hingegeben hatte, war er hurtig zu richten zwischen Gott und sich, und die Worte seines Urteils sind diese: „Ich bin nacket von meiner Mutter Leibe kommen, nacket werde ich wieder dahinfahren.“ Hiermit war der Streit entschieden, und jede Forderung, die vom Herrn etwas verlangen wollte, was er nicht geben will, oder etwas zu behalten begehrt, als wäre es nicht gegeben, war in seiner Seele zum Schweigen gebracht. Dann folgt das Bekenntnis dieses Mannes, den nicht das Leid allein zur Erde geworfen hatte, sondern auch die Anbetung: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ —

Was hier zuerst die Überlegung anhält, ist, daß Hiob sagte: „Der Herr hat's gegeben.“ Hat dieses Wort mit dem Anlaß selbst denn etwas zu tun; enthält es nicht etwas anderes, als was in der Begebenheit selbst lag? Wenn ein Mann in einem Augenblick alles verlöre, was ihm teuer war, und das Teuerste von allem verlöre, so wird der Verlust vielleicht ihn so überwältigen, daß er nicht einmal damit sich tröstet, ihn auszusagen, ob er auch in seinem Innersten mit Gott sich bewußt bleibt, daß er alles verloren hat. Oder er wird den Verlust mit seinem

zermalmenden Gewicht auf seiner Seele nicht ruhen lassen, sondern er wird ihn gleichsam von sich wälzen und in des Herzens Bewegung sagen: „Der Herr hat's genommen". Und auch dies ist wohl des Preises und der Nachahmung wert, so dem Herrn in Schweigen und Demut zu Füßen zu fallen, auch ein Solcher rettete seine Seele im Streit, wenn er auch alle Freude verlor. Aber Hiob! In dem Augenblick, wo der Herr alles nahm, sagt er nicht zuerst: „Der Herr hat's genommen", sondern er sagte zuerst: „Der Herr hat's gegeben". Das Wort ist kurz, aber bezeichnet vollständig in seiner Kürze, was es bezeichnen soll, daß Hiobs Seele nicht zermalmt ward in der stummen Unterwerfung des Leides, sondern daß sein Herz zuerst sich ausweitete in Dankbarkeit, daß der Verlust des Ganzen zuerst ihn dankbar machte gegen den Herrn, daß Er ihm all den Segen gegeben hatte, den Er nun von ihm nahm. Es ging ihm nicht, wie Joseph voraussagt, daß in den sieben teueren Jahren all die Fülle, die in den sieben fruchtbaren war, wird ganz vergessen werden. Seine Dankbarkeit war wohl eine andere, als in jener nun schon gleichsam längst entschwundenen Zeit, da er alle gute und alle vollkommene Gabe aus Gottes Hand mit Dankbarkeit annahm; aber doch war seine Dankbarkeit aufrichtig, wie seine Vorstellung von Gottes Güte es war, die nun in seiner Seele lebendig ward. Nun erinnerte er sich an alles, was der Herr gegeben hatte, an einzelnes vielleicht sogar mit größerer Dankbarkeit, als da er es empfing; es war nicht weniger schön geworden, weil es weggenommen war, auch nicht

schöner, sondern noch schön wie einst, schön, weil der Herr es gegeben, und was ihm nun schöner scheinen konnte, war nicht die Gabe, sondern Gottes Güte. Er gedachte des reichen Wohlstandes, sein Auge ruhte noch einmal auf den fruchtbaren Feldern, und folgte den zahllosen Herden, er erinnerte sich, welche Freude es ist, sieben Söhne und drei Töchter zu haben, nun brauchte es kein Opfer außer das der Dankbarkeit dafür, daß er sie gehabt hatte. Er gedachte derer, die seiner vielleicht noch mit Dankbarkeit sich erinnerten, der Vielen, die er unterwiesen hatte, deren lasse Hände er gestärket, deren bebende Knie er gekräftiget hatte. Er gedachte der Tage seiner Herrlichkeit, da er mächtig und angesehen im Volke war, da die Jungen sich versteckten aus Ehrfurcht vor ihm, da die Alten vor ihm aufstanden und stehenblieben. Er erinnerte sich mit Dankbarkeit, daß sein Schritt nicht schwankte auf dem Wege der Gerechtigkeit, daß er den Armen gerettet hatte, der klagte, und die Vaterlosen, die keine Hilfe hatten, und noch in diesem Augenblick war deshalb „des Verlassenen Segen über ihm", wie vordem. Der Herr hat's gegeben, ist ein kurzes Wort, doch für Hiob bezeichnete es so viel; denn Hiobs Gedächtnis war nicht so kurz, und seine Dankbarkeit nicht vergeßlich. Da ruhte die Dankbarkeit in seiner Seele mit ihrer stillen Wehmut; er nahm einen milden und freundlichen Abschied von allem zusammen, und in diesem Abschied verschwand das alles wie eine schöne Erinnerung, ja es schien, als wäre es nicht der Herr, der es nahm, sondern Hiob, der es Ihm zurückgab. Indem deshalb

Hiob gesagt hatte, der Herr hat's gegeben, war sein Sinn wohl vorbereitet, Gott auch mit dem nächsten Wort zu gefallen: „Der Herr hat's genommen".

Vielleicht war da der, welcher am Tage des Leides auch sich erinnerte, daß er frohe Tage gesehen hatte; da ward seine Seele noch ungeduldiger. „Hätte er nie die Freude gekannt, würde der Schmerz ihn nie überwältigt haben, denn was ist doch Schmerz anderes als eine Vorstellung, die der nicht hat, der nichts anderes kennt, aber nun hatte die Freude gerade ihn gebildet und entwickelt, den Schmerz zu fühlen." Da blieb zu seinem eigenen Verderben die Freude bei ihm; sie war niemals verloren, sondern nur vermißt, und versuchte ihn im Mangel mehr als je. Was seiner Augen Lust gewesen war, das begehrte das Auge wieder, und die Undankbarkeit in ihm strafte, indem sie es schöner vorgaukelte, als es je gewesen war; woran seine Seele sich erfreut hatte, danach dürstete er nun, und die Undankbarkeit strafte, indem sie es ihm köstlicher ausmalte, als es je gewesen war; was er einmal vermocht hatte, das wollte er nun wieder vermögen, und die Undankbarkeit strafte mit Traumbildern, die niemals Wahrheit gehabt hatten. Da verdammte er seine Seele, lebendig sich auszuhungern in des Mangels nie gesättigtem Sehnen. — Oder es erwachte eine verzehrende Leidenschaft in seiner Seele, daß er nicht einmal die frohen Tage auf die rechte Weise genossen, noch alle Süße aus ihrer wollüstigen Fülle gesaugt hätte. Wenn ihm nur eine kleine Stunde noch vergönnt würde, wenn er seine Herrlich-

keit bloß eine kurze Zeit wieder zurückbekäme, daß er an der Freude sich sättigen und dadurch Gleichgültigkeit gegen den Schmerz gewinnen könnte. So gab er seine Seele einer brennenden Unruhe hin, er wollte nicht sich selbst gestehen, ob der Genuß, den er begehrte, eines Menschen würdig wäre, ob er nicht eher Gott dafür danken müßte, daß seine Seele nicht so wild war in der Zeit der Freude, wie sie jetzt es geworden war; er wollte nicht erschrecken bei dem Gedanken, daß seine Begierde Gelegenheit zur Verlorenheit war; er wollte nicht darüber sich bekümmern, daß elender als all sein Elend der Wurm der Begierde in seiner Seele war, der nicht sterben wollte. — Vielleicht war da der, welcher im Augenblick des Verlustes auch sich erinnerte, was er besessen hatte, aber sich vermaß, den Verlust verhindern zu wollen, indem er ihn sich verständlich machte. War es auch verloren, sein trotziger Wille sollte doch vermögen, es bei sich zu behalten, als wäre es nicht verloren. Er wollte nicht streben, den Verlust zu tragen, sondern er wählte, seine Kraft in einem ohnmächtigen Trotz zu verspielen, sich selbst zu verlieren in einem wahnwitzigen Besitz des Verlorenen. Oder er entfloh im selben Augenblick feige jeder demütigen Bestrebung, im Verständnis mit dem Verlust zu bleiben. So öffnete die Vergessenheit ihren Abgrund nicht so sehr für den Verlust, als für ihn, und er entging nicht so sehr dem Verlust in der Vergessenheit, als er selbst sich wegwarf. Oder er suchte lügnerisch, das Gute zu betrügen, das ihm einmal geschenkt worden war, als wäre es niemals schön gewesen, hätte ihn

niemals erfreut, er meinte seine Seele zu stärken durch elenden Selbstbetrug, als wäre da Kraft in der Unwahrheit. — Oder seine Seele ward ganz gedankenlos, und er überzeugte sich, daß sein Leben nicht so schwer sei, wie er es sich einbildete, daß sein Schrecken nicht sei, wie er beschrieben wird, nicht so schwer zu tragen sei, wenn man, wohl zu merken, wie er es tat, es nicht so schrecklich fand, so zu werden. Ja, wer könnte fertig werden, wenn er davon reden wollte, was oft genug geschehen ist, und wohl oft genug in der Welt sich wiederholen wird; würde nicht weit eher er müde werden, als die Leidenschaft, mit neuer und neuer Erfindsamkeit das Erklärte und das Verstandene zu neuer Täuschung zu verwandeln, in der sie sich selbst betrog! Lasset uns deshalb lieber zu Hiob zurückkehren! Am Tage des Leides, als alles verloren war, dankte er zuerst Gott, der es gab, betrog weder Gott noch sich selber, und während alles erschüttert und umgestürzt war, blieb er dennoch, was er von Anfang gewesen war, „schlecht und recht, gottesfürchtig". Er bekannte, daß des Herrn Segen gnädig zu ihm gewesen war, er dankte dafür, darum blieb er nun nicht bei ihm zurück wie eine nagende Erinnerung. Er bekannte, daß der Herr sein Tun reich und über alle Maßen gesegnet hatte, er dankte, darum blieb die Erinnerung nicht wie eine verzehrende Unruhe zurück. Er verbarg nicht vor sich selbst, daß alles von ihm genommen war, darum blieb der Herr, der es nahm, zurück in seiner aufrichtigen Seele. Er floh nicht den Gedanken, daß es verloren war, darum blieb seine Seele stille, bis des Herrn Erklärung ihn wieder

besuchte, und seinen Sinn wie das gute Erdreich in Geduld wohl bestellt fand.

„Der Herr hat's genommen." Sagte hier Hiob nicht etwas anderes, als was Wahrheit war, brauchte er nicht einen entfernteren Ausdruck für etwas, das mit einem näheren zu bezeichnen war? Das Wort ist kurz und bezeichnet den Verlust des Ganzen, es fällt uns natürlich, jetzt es ihm nachzusagen, da die Aussage selbst ja ein heiliges Sprichwort geworden ist; aber fällt es uns deshalb allzeit ebenso natürlich, Hiobs Gedanken damit zu verbinden? Oder waren es nicht die aus Saba, die seine friedlichen Herden überfielen und seine Knechte niederhieben; redete der Bote, der die Nachricht brachte, von etwas anderem? Oder war es nicht der Blitz, der die Schafe verzehrte und ihre Hirten, redete der Bote, der die Nachricht brachte, von etwas anderem, wenn er ihn auch das Feuer Gottes nannte? War es nicht ein großer Wind von der Wüste her, der das Haus umstieß und seine Kinder begrub, nannte der Bote einen andern Täter, oder nannte er einen, der den Sturm ausgesandt hätte? Dennoch sagte Hiob: „Der Herr hat's genommen", und im selben Augenblick, wo er die Botschaft empfing, verstand er, daß der Herr es war, der alles genommen hatte. Wer klärte Hiob hierüber auf, oder war dies ein Zeichen seiner Gottesfurcht, daß er so alles auf den Herrn wälzte, oder wer berechtigte ihn, es zu tun, und sind wir nicht frommer, wir, die wir uns zuweilen lange bedenken, so zu reden?

Da war vielleicht der in der Welt, welcher alles verlor. Und er setzte sich hin, zu überlegen, wie es doch zugegangen sei. Aber das Ganze blieb ihm unerklärlich und dunkel. Seine Freude verschwand, als wäre sie ein Traum, und die Bekümmerung blieb bei ihm wie ein Traum, aber wie er aus der Herrlichkeit jener in das Elend dieser geworfen worden war, das bekam er niemals zu wissen; es war nicht der Herr, der es genommen hatte, es war ein Zufall. Oder er überzeugte sich, daß es der Menschen Trug und Hinterlist war, oder ihre offenbare Gewalt, die es ihm entrissen hatte, wie die aus Saba Hiobs Herden und ihre Wächter niedergehauen hatten. Da empörte sich seine Seele gegen die Menschen, er meinte, Gott Recht widerfahren zu lassen, indem er es Ihm nicht vorwarf. Er verstand ganz wohl, wie es geschehen war, und die nähere Erklärung, die er besaß, war, daß diese Menschen es getan hatten, und die entferntere Erklärung war, daß die Menschen böse und ihre Herzen verderbt seien. Er verstand, daß die Menschen seine Nächsten sind, um ihm zu schaden, vielleicht hätte er es auf eine ähnliche Weise verstanden, wenn sie ihm genützt hätten; aber daß der Herr, der fern im Himmel wohnt, ihm näher sein sollte als der Mensch, der ihm am nächsten war, ob dieser Mensch ihm nun Gutes oder Böses tat, von dieser Vorstellung war sein Gedanke weit entfernt. Oder er verstand ganz wohl, wie es zugegangen war, und wußte es mit der Beredsamkeit des Entsetzens zu beschreiben. Denn wie sollte er nicht verstehen, daß, wenn das Meer in seiner Wildheit rast, wenn es aufsteht gegen

den Himmel, die Menschen und ihre schwachen Hütten hingeworfen werden wie in einem Spiel, daß, wenn der Sturm in seinem Rasen vorwärts stürzt, menschliche Arbeit nur ein Kinderspiel ist, daß, wenn die Erde wankt in der Elemente Angst, und wenn die Berge seufzen, die Menschen und ihre herrlichen Werke wie ein Nichts im Abgrund versinken. Und diese Erklärung genügte ihm, vor allem dazu, seine Seele gleichgültig gegen alles zu machen; denn wahr ist es, daß, was auf Sand gebaut ist, umzustürzen nicht einmal ein Sturm nötig ist, aber war es deshalb auch wahr, daß ein Mensch nicht anderswo bauen und wohnen und seine Seele retten kann! Oder er verstand, daß er selbst es verschuldet hatte, daß er nicht klug gewesen war; hätte er zur Zeit richtig gerechnet, wäre es nicht geschehen. Und diese Erklärung erklärte alles, nachdem sie zuerst erklärt hatte, daß er sich selbst verpfuscht und es sich unmöglich gemacht hatte, etwas vom Leben zu lernen, und namentlich unmöglich, etwas von Gott zu lernen.

Doch wer könnte fertig werden, wenn er erzählen wollte, was geschehen ist, und was wohl oft genug im Leben sich wiederholen wird? Würde er nicht eher müde werden, zu reden, als der sinnliche Mensch, sich selbst zu betören in scheinbaren und täuschenden und betrügerischen Erklärungen? Lasset uns deshalb uns abkehren von dem, wo nichts zu lernen ist, außer soweit wir nicht im voraus schon wußten, daß wir dieser Welt Unterricht verschmähen müßten, und zurückkehren zu ihm, von dem die Wahrheit zu lernen ist, zu Hiob, und zu seinem frommen

Wort: „Der Herr hat's genommen". Hiob führte alles zu Gott hin; er hielt seine Seele nicht auf und löschte den Geist nicht aus mit Überlegungen und Erklärungen, die doch nur Zweifel gebären und nähren, wenn auch der, welcher in ihnen ruht, es nicht merkt. Im selben Augenblick, wo es von ihm genommen war, wußte er, daß es der Herr war, der es genommen hatte, und darum blieb er im Verlust im Verständnis mit dem Herrn, bewahrte im Verlust die Vertraulichkeit des Herrn; er sah den Herrn und darum sah er nicht die Verzweiflung. Oder sieht der allein Gottes Hand, der sieht, daß Er gibt, und nicht auch der, der sieht, daß Er nimmt? Oder sieht der allein Gott, der Ihn Sein Antlitz zu sich wenden sieht, und sieht der nicht auch Gott, der Ihn sich den Rücken kehren sieht, wie Moses beständig ja nur des Herrn Rücken sah? Aber der, welcher Gott sieht, hat die Welt überwunden, und darum hat Hiob in seinem frommen Wort die Welt überwunden, war in seinem frommen Wort größer und stärker und mächtiger als die ganze Welt, die hier wohl ihn nicht in Versuchung führen wollte, sondern ihn überwinden mit ihrer Macht, ihn dazu bringen, niederzusinken vor ihrer grenzenlosen Gewalt. Wie sind doch des Sturmes wilde Boten so schwach, ja fast kindisch, wenn sie einen Menschen zwingen wollen, vor ihnen zu zittern, indem sie ihm alles entreißen, aber er antwortet ihnen: „Du bist es nicht, der es tut, es ist der Herr, der nimmt!" Wie ist der Arm des Gewalttätigen so ohnmächtig, des Schlauen Klugheit so erbärmlich, wie ist alle menschliche Macht nur fast ein Gegenstand des Mitleids,

wenn sie den Schwachen in verzweifelte Unterwerfung stürzen wollen, indem sie ihm alles entreißen, und er dann glaubend sagt: „Du bist es nicht, du vermagst nichts, es ist der Herr, der es nimmt."

„Des Herrn Name sei gelobt!" Also überwand Hiob nicht bloß die Welt, sondern er tat, was Paulus seiner kämpfenden Gemeinde wünscht, er stand fest, nachdem er alles überwunden hatte. Ach, da war vielleicht der in der Welt, welcher alles überwand, aber in dem Augenblick fiel, wo er gesiegt hatte. „Des Herrn Name sei gelobt!" Also blieb der Herr derselbe, und sollte Er so nicht gepriesen werden, wie allzeit? Oder hatte der Herr wirklich sich verändert? Oder blieb der Herr nicht in Wahrheit derselbe, wie Hiob es blieb? Des Herrn Name sei gelobt! Also nahm der Herr nicht alles, denn die Lobpreisung nahm Er nicht von ihm, und den Frieden im Herzen, den Freimut im Glauben, von dem er ausging, nahm Er ihm nicht weg, sondern des Herrn Vertraulichkeit war noch bei ihm wie vordem, vielleicht innerlicher als vordem; denn nun gab es ja nichts, das auf irgendeine Weise seinen Gedanken von ihm wegziehen konnte. Der Herr nahm es alles, da sammelte Hiob gleichsam alle seine Sorge und „warf sie auf den Herrn", und da nahm Er auch die von ihm, und nur die Lobpreisung blieb zurück, und in ihr des Herzens unvergängliche Freude. Denn wohl ist Hiobs Haus ein Sorgenhaus, wenn je ein Haus das war, aber wo dieses Wort ertönt: „Des Herrn Name sei ge-

lobt", hat doch die Freude auch ihr Heim; und wohl steht Hiob vor uns mit des Leides ausdrücklichem Bild in seinem Antlitz und in seiner Gestalt, aber der, welcher dieses Wort sagt, gibt doch auch der Freude Zeugnis, wie Hiob es tut, wenn sein Zeugnis auch nicht an den Frohen sich wendet, sondern an den Bekümmerten, und redet noch verständlich zu den Vielen, die Ohren haben zu hören. Denn das Ohr des Bekümmerten ist auf eigene Weise gebildet, und wie das Ohr des Liebenden wohl viele Stimmen hört, aber eigentlich doch nur eine, die nämlich, die geliebt ist, so hört wohl auch das Ohr des Bekümmerten viele Stimmen, aber sie fahren vorbei und dringen nicht ein in sein Herz. Wie Glaube und Hoffnung ohne Liebe doch nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle sind, so ist alle die Freude, die in der Welt verkündigt wird, in welcher das Leid nicht mitgehört wird, nur tönend Erz und klingende Schelle, die das Ohr kitzelt, der Seele aber eine Widerwärtigkeit ist. Aber diese Stimme des Trostes, diese Stimme, die in Schmerz bebt und doch Freude verkündet, sie hört das Ohr des Bekümmerten, sie birgt sein Herz, sie stärkt und leitet ihn, die Freude selbst in der Tiefe des Leides zu finden.

Wir haben von Hiob geredet und ihn zu verstehen gesucht in seinem frommen Wort, ohne daß deshalb die Rede einem sich aufdrängen wollte; aber sollte sie deshalb ganz ohne Bedeutung oder ohne Anwendung sein, und niemanden etwas angehen? Wenn du selbst versucht würdest wie Hiob und wie er

die Prüfung beständest, so paßte sie ja gerade auf dich, wenn anders wir richtig von Hiob geredet haben. Wenn du bis jetzt im Leben nicht versucht worden warst, so paßt sie ja für dich. Denkst du vielleicht, daß dieses Wort nur bei einer solchen außerordentlichen Begebenheit wie der, in die Hiob gestellt war, Anwendung findet, ist es vielleicht deine Erwartung, daß, wenn eine solche dich träfe, der Schrecken selbst dir diese Stärke geben, in dir diesen demütigen Mut entwickeln würde? Hatte nicht Hiob ein Weib, und was lesen wir von ihr? Vielleicht meinst du, daß der Schrecken selbst nicht diese Macht über einen Menschen erlangen kann, wie die tägliche Knechtschaft in weit geringeren Widerwärtigkeiten. So sieh du denn zu, daß du nicht der Knecht einer Drangsal wirst, ebensowenig wie der eines Menschen, und lerne von Hiob vor allem, aufrichtig gegen dich zu sein, daß du dich nicht betrügst mit eingebildeter Kraft, mit welcher du eingebildete Siege gewinnst in eingebildetem Streit. — Vielleicht sagst du, wenn der Herr es doch von mir genommen hätte, aber mir ward nichts gegeben; vielleicht meinst du, daß dieses wohl keineswegs so furchtbar ist, wie Hiobs Leiden, aber daß dieses Wort zehrender sei, und also doch ein schwererer Streit. Wir wollen nicht mit dir streiten; denn selbst wenn dein Streit es wäre, wäre doch der Streit darüber unnütz und eine Steigerung der Schwierigkeit. Aber darin bist du ja doch einig mit uns, daß du von Hiob lernen kannst, und wenn du gegen dich selbst redlich bist und die Menschen liebst, kannst du nicht wünschen, Hiob fahren zu lassen, um dich hinauszuwagen in

bisher ungekannte Not und uns andere in Unruhe zu halten, bis wir aus deinem Zeugnis lernen, daß auch in dieser Schwierigkeit Sieg möglich ist. So lerne du denn von Hiob, zu sagen: „Des Herrn Name sei gelobt", das paßt ja für dich, wenn das Vorhergehende auch weniger paßte. — Oder meinst du vielleicht, daß solches dir nicht geschehen könnte? Bist du ein Weiser oder ein Verständiger, und dies ist dein Trost? Hiob war der Lehrer der Vielen. Bist du jung, und die Jugend deine Sicherheit? Hiob war auch jung gewesen. Bist du alt, dem Grabe nahe? Hiob war ein Greis, als das Leid ihn einholte. Bist du mächtig, ist dies der Beweis deiner Befreiung? Hiob war angesehen im Volk. Ist Reichtum deine Sicherheit? Hiob besaß den Segen der Länder. Sind Freunde deine Bürgen? Hiob war von allen geliebt. Vertröstest du dich auf Gott? Hiob war des Herrn Vertrauter. Hast du diese Gedanken wohl überlegt, oder fliehst du sie nicht eher, daß sie dir nicht ein Geständnis abzwingen sollen, das du, jetzt vielleicht, eine schwermütige Stimmung nennst. Und doch ist da kein Versteck in der weiten Welt gefunden, wo der Kummer dich nicht finden wird, und doch hat nie dieser Mensch gelebt, der mehr zu sagen vermöchte als du vermagst, daß du nicht weißt, wann das Leid dein Haus besuchen soll. So sei du ernst gegen dich selbst, hefte dein Auge auf Hiob; wenn er dich auch erschreckt, das ist es ja nicht, was er will, wenn du selbst es nicht willst. Du könntest ja doch nicht wünschen, wenn du ausschaust über dein Leben und dir es abgeschlossen denkst, dieses Bekenntnis abgeben zu müssen: „Ich

war der Glückliche, der nicht war wie andere Menschen, der nichts erlitten hat in der Welt, der jeden Tag für sich selber sorgen oder besser, nur neue Freuden bringen ließ." Ein solches Bekenntnis, selbst wenn es wahr wäre, würdest du dir doch nie wünschen, ja, es würde deine eigene Beschämung enthalten; denn wenn du auch geschont worden wärest, wie kein anderer, du würdest doch sagen: „Wohl ward ich selbst nicht versucht, aber doch ward mein Sinn oft ernst beim Gedanken an Hiob und bei der Vorstellung, daß kein Mensch Zeit noch Stunde weiß, wo die Botschaften zu ihm kommen sollen, die eine furchtbarer als die andere."

Aus Anlaß einer Beichte

Vater im Himmel! Wohl wissen wir, daß das Suchen allzeit seine Verheißung hat, wie also nicht Dich zu suchen, Du aller Verheißungen und aller guten Gaben Geber! Wohl wissen wir, daß der Suchende nicht allzeit hinauszuwandern braucht in die Welt, denn je heiliger das ist, was er sucht, um so näher ist es ihm, und wenn er nun Dich sucht, o Gott, Du bist ihm ja am allernächsten! Aber wir wissen auch, daß das Suchen immer seine Mühe hat und seine Anfechtung, wie also nicht ein Schrecken, Dich zu suchen, Du Gewaltiger! Wagt sogar der, welcher in Gedanken sich vertröstet auf seine Verwandtschaft, wagt sogar der sich mit dem Gedanken nicht ohne Schrecken in jene Entscheidungen hinaus, wo er durch Zweifel hindurch Deine Spur sucht in des Daseins weiser Ordnung, wo er durch Verzweiflung hindurch Deine Spur sucht in der erregten Ereignisse Gehorsam unter Deine Vorsehung; sucht der, den Du Deinen Freund nanntest, der vor Deinem Antlitz wandert, sucht doch auch der nicht ohne Beben der Freundschaft Begegnung mit Dir, Du einziger Gewaltiger; wagt der Betende, der aus ganzem Herzen liebt, wagt doch auch der sich nicht ohne Angst in des Gebetes Streit mit seinem Gott; läßt selbst der Ster=

bende, für den Du ja das Leben umtauschest, läßt doch auch der nicht ohne Schaudern vom Zeitlichen, wenn Du rufest; flieht selbst der Elende, dem die Welt eitel Leiden bringt, flieht doch auch der nicht ohne Schrecken hin zu Dir, Du, der Du nicht ein wenig nur linderst, sondern der Du Alles bist: wie darf da der Sünder Dich suchen, gerechter Gott! Aber deshalb sucht er Dich auch nicht wie jene, sondern er sucht Dich in der Sünden Bekenntnis. —

Und hier ist der Ort dazu, du weißt es, wo; und hier ist die Gelegenheit, du weißt, wie; und hier ist der Augenblick, der da heißt: heute noch. Wie stille! Denn im Hause Gottes ist Friede, aber zu innerst innen im Umfriedeten ist ein Versteck. Wer dort hingeht, der sucht Stille; wer dort sitzt, der ist in Stille; und wenn auch geredet wird, die Stille wächst nur. Wie stille! Hier ist keine Gemeinschaft, jeder ist für sich; hier ist kein Ruf zu vereintem Tun, hier wird jeder einzeln zu gesonderter Verantwortung gerufen; hier ist keine Einladung zur Gemeinschaft, jeder ist allein. Denn der, welcher beichtet, er ist einsam, einsam wie ein Sterbender. Ob sie zahlreich am Lager des Sterbenden stehen, die Vielen, die ihm lieb und teuer waren und die ihn lieben, oder ob er da liegt, verlassen von der Welt, weil er sie verließ, oder sie ihn verließ: der Sterbende ist einsam, sie streiten beide einsam, und der Gedanke geht irre, Tausende halten ihn nicht zurück, nicht Zehntausende, wenn der Einsame den Trost nicht kennt. Ob Tausende auf ihn warteten

und sich sehnten nach ihm, der dadurch, daß er beichtet, Stille sucht, oder ob er, wenn er hier weggeht, der Geringe ist und der Elende, auf den keiner wartet, und um den keiner sich kümmert: dieser Unterschied ist nur Scherz, die Wahrheit ist, die ernste Wahrheit war: sie waren beide einsam. Sie helfen ihm nichts, dem Mächtigen, alle seine Freunde und die Herrlichkeit der Welt und die weitausladende Bedeutung seiner Geschäfte, es sei denn, daß sie ihm die Stille störten, was der größte Schaden ist; es schadet ihm nichts, dem Elenden, verlassen zu sein, wenn es ihm dazu hilft, die Stille zu finden. Es ist schwer für ein Kamel, durch ein Nadelöhr zu gehen, und schwer für den Weltlichen, Stille zu finden, er sei mächtig oder gering, schwer, sie zu finden im Lärm des Lebens, schwer, sie zu finden, wo sie ist, so er nur selbst nicht den Lärm mit sich bringt. Wie still und wie ernst! Und doch ist hier keiner, der anklagt, wer dürfte Ankläger sein hier, wo jeder schuldig ist; und doch ist hier keiner, der richtet, wer dürfte richten, wo jeder an seine Rechenschaft denkt: keiner, der anklagt außer die Gedanken, keiner, der richtet, außer der, der ins Verborgene sieht und die geheime Beichte hört. Ja, selbst wenn hier geredet wird, bist du ja der, der mit sich selber redet durch die Stimme des Redenden. Was der Redende gerade zu dir sagen soll, das weißt nur du; wie du die Rede verstehest, weiß er nicht, das weißt nur du; ob es dein bester Freund war, er weiß es doch nicht so, wie du es weißt. Und wenn du nicht so hörst, so hörst du nicht richtig, so wird seine Rede ein Lärmen, das die Stille

stört, und deine Aufmerksamkeit eine Zerstreuung, welche die Stille kränkt. Wer diese Stille fürchtet, der entziehe sich ihr, aber er darf nicht leugnen, daß sie da ist, da er sie ja fürchtet. Wer da sagt, er habe sie gesucht, aber nicht gefunden, der ist ein mißgünstiger Betrüger, der andere stören will, denn sonst schwiege er oder trauerte oder sagte: „Ich suchte sie nicht richtig, darum fand ich sie nicht." Denn nichts, nichts in der ganzen Welt, nicht, wenn ein Erdbeben der Kirche Pfeiler erschütterte, und nicht des törichtesten Menschen verkehrteste Rede, und nicht des erbärmlichsten Heuchlers Widerlichkeit kann sie von dir nehmen, aber wohl das weit Geringere einem Anlaß geben, einen Vorwand zu suchen. Nein, nichts, außer du selber, kann sie von dir nehmen, so wenig wie alle Macht der Welt und alle ihre Weisheit und aller Menschen vereinte Bestrebungen sie dir geben können, so wenig wie du selbst sie hinnehmen und sie weggeben kannst. Man bekommt sie nicht für nichts, aber man kauft sie nicht für Gold; man nimmt sie nicht mit Gewalt, aber sie kommt nicht wie ein Traum, wenn du schläfst; sie feilscht nicht um Bedingungen, wäre es auch, daß du der ganzen Menschheit nützen wolltest. Ob du alles hingibst, darum ist sie noch nicht erworben, aber erwirbst du sie, so kannst du gerne alles besitzen wie der, der nichts hat. Wer da sagt: sie ist nicht da, diese Stille, er lärmt bloß, oder hast du wohl auch je schon gehört, daß einer in der Stille einig ward mit sich selbst darüber, daß sie nicht da ist, wenngleich du wohl große Worte gehört hast und laute Rede und lärmendes Tun, um sie wegzu-

bekommen, um an Stelle des Gewissens und der Stille und Gottes richtender Stimme in der Einsamkeit ein Naturecho der Drangsal zu bekommen, einen gemeinsamen Schrei der Verwirrung, eine allgemeine Meinung, mit der man, bange vor sich selbst, in Feigheit nicht allein steht. Doch du, mein Zuhörer, fürchtest du diese Stille, wiewohl du dich befleißigst, ein Gewissen zu haben, denn ohne Stille ist dieses nicht da, und ein gutes Gewissen zu haben, so halte aus, so halte sie aus; diese Stille ist nicht die des Todes, in der du umkommst, sie ist nicht zum Tode diese Krankheit, sie ist der Übergang zum Leben.

So sucht denn der Beichtende Gott im Bekenntnis der Sünden, und die Beichte ist der Weg und ist auf dem Wege der Seligkeit eine Raststätte, wo man einhält, wo die Besinnung den Sinn sammelt, wo die Rechenschaft aufgestellt wird. Und so ist es doch: richtig, ohne Betrug muß eine Rechenschaft sein — dann wird Stille, dann wird eines jeden Mund gestopft, dann wird jeder schuldig und kann nicht eins auf tausend erwidern. Mit Hilfe der Störung wird man minder schuldig, vielleicht sogar gerechtfertigt. Eine klägliche Gerechtigkeit! Denn das ist nicht ungerecht, daß du einem anderen Menschen seine Schuld vergibst, wenn er dich darum bittet, oder wenn du doch glaubst, daß er es wünsche, um Gottes Willen, der es fordert, um deiner selbst willen, damit du nicht gestört werdest; du nimmst auch keine Bestechung entgegen, weil du auf die Anregung der Versöhnung in deinem eigenen Inneren achtest; du hältst dich auch nicht auf auf dem Weg, wenn du, wiewohl der Beleidigte,

Aussöhnung suchst mit deinem Widersacher, während er noch auf dem Weg ist; du betrügst auch nicht Gott um das, was sein ist, wenn du die Vergebung für nichts verkaufst, du verlierst nicht deine Zeit oder wendest sie schlecht an, wenn du darüber grübelst, was wohl zur Entschuldigung dienen kann; du bist auch nicht betrogen, wenn du, so keine Entschuldigung gefunden werden konnte, durch den heiligen Betrug der Liebe, welcher einer ganzen Welt Spott über deine Schwachheit in die Freude des Himmels über deinen Sieg verwandelt, glaubtest, daß die Schuld zu entschuldigen sein müßte — aber wenn es deine eigene Rechenschaft ist, dann tätest du wohl unrecht, wenn du dir das Geringste selbst vergeben würdest, denn noch schlimmer als die schwärzeste eigene Schuld ist doch die eigene Gerechtigkeit; da nähmest du eine Bestechung an, wenn du dem Antrieb des Leichtsinns oder der Hinterlist in deiner eigenen Sache folgtest; da hieltest du dich auf auf dem Wege und hieltest auf die Feurigkeit des Geistes, da verspieltest du deine Zeit und wendetest sie schlecht an mit Ausflüchte suchen, ja, da wärest du betrogen durch einen vermessenen Betrug, betrogen gerade dann, wenn du eine Entschuldigung fändest. Ach, es ist ein wunderlicher Übergang, ein schwindelerregender Wechsel! Vor einem Augenblick noch ging derselbe Mensch reich und mächtig, und nun den Augenblick danach, wiewohl inzwischen nichts geschehen ist, kann er nicht eins auf tausend erwidern. Denn wer ist wohl hier der Reiche und Mächtige, auf den die Rede zielt, wer anders, als er, dem unrecht geschah, er, der

Unterdrückte, er, der Übervorteilte, er, der Gekränkte! Vielleicht kümmerte sich der Gewalttäter, der auf den Unterdrückten trat, vielleicht kümmerte sich der Mächtige, dessen Weg das Unrecht bezeichnete, vielleicht kümmerte sich der Reiche, dessen Reichtum vermehrt ward durch die Tränen der Witwe, vielleicht kümmerte sich der Verzweifelte, der kränkt und spottet — vielleicht kümmerten sie alle sich nur wenig um die Vergebung, aber wahrlich, nicht ein König, der über Reiche und Länder herrscht, und nicht der Sohn des Goldes, dem alles gehört, und nicht der Versorger, der die Hungrigen sättigt, besitzt etwas so Großes, oder hat etwas so Großes wegzugeben oder etwas so Nötiges zu schenken, wie der Mensch, dessen Vergebung ein anderer braucht. Braucht, ja braucht wie das einzige, das nottut; ob einer nicht so meint, darum wird sie doch ebensosehr gebraucht — und der, dem Unrecht geschah, besitzt am meisten. Ein Heide, dessen Namen nicht zu trennen ist von der Vorstellung von Sieg und Gewalt, hat gesagt, da sein Feind, ach, wie es den Heiden schien, den höchsten Mut bewies dadurch, daß er sich selbst entleibte: „Der beraubte mich meines herrlichsten Sieges, denn ich würde ihm vergeben haben.“ Und ein anderer hat gesagt: „Darum will ich nicht um Verzeihung bitten, weil ich hoch liebe. Mein Unrecht ist vielleicht nicht so groß, die Vergebung wohl sogar eine billige Forderung, aber solange sie nicht gegeben ist, ist das Unrecht unendlich, und die Macht der Vergebung eine unendliche Übermacht über mich.“ Also, wem Unrecht geschah, der war der Reiche. Vor einem Augenblick noch

in der Umgebung der Welt durfte er sagen: „Tut nur unrecht gegen mich, ihr verliert doch am meisten, denn ihr braucht meine Vergebung" — und nun einen Augenblick danach, nun schließt die Stille sich um ihn, er weiß nicht, was er zu vergeben hat, und die Rechenschaft zeigt, daß er nicht eins auf tausend erwidern kann. So ist die Rechenschaft, wenn es still ist um ihn, das heißt, wenn er nicht selber die Störung mit sich bringt. Darum fürchtete einer vielleicht diese Stille und ihre Macht, und das unendliche Nichts, in das sie alle Unterschiede hinabstürzt, sogar des Unrechts und der Vergebung, und den Abgrund, in den der Einsame versinkt in der Stille. Es ist, wie wenn der, der der Welt entsagt, vor der Leere zurückschaudert, die sich zu zeigen scheint. Vor einem Augenblick noch, da wünschte er so vieles und trachtete und strebte, und schlief unruhig in der Nacht, und fragte nach Neuigkeiten über andere, und beneidete einige, und übersah andere, und war bescheiden am rechten Platz, immer auf dem Posten in Freundschaft und in Feindschaft, und sagte das Wetter vorher, und verstand sich auf den Wind, und änderte den Plan, und strebte wieder, und gewann und verlor, und ward nicht müde, und spähte nach dem Lohn und sah den Gewinn schimmern — und nun — armer betrogener Mann! wenn er in dieser Entsagung nicht fand das eine, das not tat, armer Betrogener, der sich selbst betrog, armer Mann, der sich selber zum Preis machte für des Lebens Spott, denn nun kam vielleicht das Große, das er gewünscht hatte, nun ward er reich, jetzt, jetzt, o Verzweiflung! warum gerade

jetzt, warum nicht gestern, sondern jetzt, wo er doch nicht ganz wünschte, aber auch nicht ganz entsagte! Und so auch mit dem, der erfuhr, daß es eine Stille gibt, wo jeder Mensch gleich schuldig wird, und nur lernte, sie zu fürchten. War er angesehen als Gerechter in den Augen der Menschen, und dies sein Begehren; war er einer, dem Unrecht geschehen, der aber trotzte auf den stolzen Besitz der Vergebung, war er nicht ohne Schuld, aber hatte gefällige Aufnahme gefunden in den Augen der Welt — ach, armer betrogener Mann! wie müßte er sich erbittern gegen den, der ihn in jene Stille führte und ihn irre führte — aber das kann keiner, und sein Zorn ist machtlos. Armer Betrogener, wenn jetzt die Bürgerkrone der Gerechtigkeit ihm gereicht würde vom Volkshaufen, nach der er getrachtet hatte; wenn jetzt von Tausenden der Beschluß gefaßt würde, ihn den Gerechten im Volke zu heißen, seiner hoffärtigen Ohren eitle Lust: warum jetzt, jetzt, wo sein Ohr wohl nicht ganz verstopft war, er aber auch nicht voll der Stille unendliches Geheimnis erfaßt hatte! Armer Betrogener, wenn jetzt der Schuldige vor seine Türe käme, wenn jetzt der Augenblick wäre, daß die Vergebung teuer erkauft werden sollte, der Augenblick des Triumphs, auf den er sich gefreut hatte, warum jetzt, warum nicht gestern, sondern jetzt, jetzt, wo er wohl nicht wollüstig die Hitze der Rache und des Stolzes fühlte, aber auch nicht voll die ernste Botschaft der eigenen Schuld erfaßt hatte! Denn der, welcher sie erfaßte, er war wahrlich nicht betrogen. Selig der, der es versteht. Und wenn es eines Menschen Pflicht ist,

anderen die Schuld zu verkünden, zu lehren, von sich zu lehren, was diese Rede, die ohne Autorität ist, nicht tut, der hat doch den Trost, daß gerade der Reinste am willigsten ist, die eigene Schuld am tiefsten zu fassen. Denn wenn es jenes größte Wagestück gilt, selbst schuldig alle unter die Schuld zu legen, wo auch des mutigen Menschen Denken einhält; wenn er nicht Furcht hat, sich selbst mit einzubeziehen, aber das Denken sich widersetzt beim Anblick dessen, was menschlich gesprochen rein und liebenswert ist, bei einer weiblichen Jugend schöner Reinheit, welche unbekannt mit der Welt, unbekannt mit ihren Anreizungen, demütig und in Aufrichtigkeit gering von sich selber denkt: da wird er, wenn die Aufgabe der Rede ihm gebietet, die Sünde als das gemeinsame Los des Geschlechts zu verkünden, da wird er ein Verstehen finden, das vielleicht ihn selber beschämt.

Der Beichtende sucht Gott im Bekenntnis der Sünden, und die Beichte ist der Weg, und ist auf dem Wege der Seligkeit eine Raststätte, wo man einhält, und wo die Besinnung den Sinn sammelt. So wollen wir einhalten und aus Anlaß der Beichte davon reden:

Was es heißt, Gott zu suchen,

und dies näher bestimmen dadurch, daß wir bedenken, daß kein Mensch Gott sehen kann ohne Reinheit, und kein Mensch Kenntnis von Ihm nehmen kann, ohne ein Sünder zu werden. Fühlt einer in unrechter Weise sich aufgehalten durch

diese Aufgabe, so werfe er die Rede weg, damit nicht der, welcher hurtiger läuft, aufgehalten werde von dem Langsamen. Und der Wert einer Betrachtung ist ja immer zweifelhaft: sie kann einem zuweilen zur Entscheidung helfen, zuweilen sie verhindern: wie ein kleiner Anlauf zu der Entscheidung des Sprunges helfen kann, aber ein Anlauf von mehreren Meilen ihn wohl sogar verhindern würde. Hat dagegen einer oft genug im Leben sich aufgehalten gefühlt, ohne doch die Stille zu finden, hat er sie gesucht, wo sie ja ist, und doch sie nicht recht gefunden und sich Vorwürfe deshalb gemacht, hat er gekämpft und doch nicht gewonnen, da versuche er von neuem, er folge der Rede mit, aber frei und freiwillig; da ist nichts, das ihn bindet, keine Verpflichtung, kein Vorwurf wartet auf ihn, wenn es durch sie ihm nicht glückte, denn die Rede hat keine Autorität. Aber er will auch nicht, daß die Rede von jener Stille sagen sollte, sie sei an jenem geheiligten Orte so, daß, wenn man dort bleiben könnte und nicht wiederum hinaus müßte in die Verwirrung des Lebens, man sie immer bei sich haben müßte; denn wer dieses verlangt, verlangt zu viel von der Rede: daß sie ihn nämlich betrügen solle, als wäre es der Ort, äußerlich verstanden, der den Ausschlag gäbe, als würde nicht ganz dasselbe ihm geschehen, was ihm in der Welt geschieht, wenn er an dem heiligen Ort verbleiben würde. Ein Dichter hat freilich gesagt, daß ein Seufzer ohne Worte zu Gott die beste Anbetung sei, so könnte man ja auch glauben, daß der sparsame Besuch des heiligen Ortes, wenn man aus weiter Ferne

kommt, der beste Gottesdienst sei. Ein Seufzer ohne Worte ist nämlich die beste Anbetung, wenn der Gedanke an Gott über dem Dasein nur dämmern soll, wie die blauen Berge fern im Gesichtskreis, wenn die Unklarheit des Seelenzustandes durch die größtmögliche Vieldeutigkeit zufriedengestellt werden soll. Aber soll Gott der Seele gegenwärtig sein, so findet der Seufzer wohl den Gedanken, und der Gedanke wohl das Wort — aber auch die Schwierigkeit, von der man nicht träumt auf Abstand. Bis zur Albernheit spricht man in unseren Tagen davon, daß es nicht das Höchste sei, in der Stille zu leben, da nämlich liegt nicht die Gefahr, bis zur Albernheit, denn die Gefahr ist da so gut wie in der Verwirrung, und das Große ist weder, ohne weiteres verstanden, in der Einsamkeit zu leben noch in der Verwirrung zu leben, sondern das Große ist, die Gefahr zu überwinden — und das Mittelmäßigste ist, sich müde zu arbeiten an der Überlegung, was wohl am schwersten sei, denn eine solche Arbeit ist nutzlose Mühe und ist nirgends zu Hause wie der Arbeitende, der ja weder in der Verwirrung ist noch in der Einsamkeit, sondern in der Geistesabwesenheit betriebsamer Gedanken. — Wenn endlich einer auf Grund der vielen Geschäfte und seines betriebsamen Tuns meint, keine Zeit zu haben, eine solche Rede zu lesen, so kann er ja ganz recht haben damit, daß er keine Zeit hat, diese Rede zu lesen, die ja auch gerne bis zu allerletzt wartet, um in Betracht zu kommen, aber sollte die Meinung die sein, daß er überhaupt keine Zeit habe, sich um das zu kümmern, was die Bekümmerung

der Rede ist: jene Stille, so soll die Rede, selbst wenn der Betriebsame eine freie Stunde in seinen vielen Geschäften fände, um in aller Hast einen Einwand vorzubringen, so soll die Rede doch nicht sich dadurch lächerlich machen, daß sie darauf eine Antwort gibt. Die vielen Geschäfte sind vielleicht ein zweifelhaftes Verdienst, vielleicht würden sie für ihn auch dadurch weniger werden, daß er jene Stille bedenkt, und viele Geschäfte könnten vor allem ein Grund mehr zu sein scheinen, öfter die Stille der Rechenschaft zu suchen, wo ja doch nicht mit Mark und Pfennigen oder mit Auszeichnung und Herabsetzung und anderen eingebildeten Größen gerechnet wird.

Wenn der Suchende sucht, was außer ihm liegt als etwas Äußeres, als etwas, das nicht in seiner Macht steht, so ist das Gesuchte an einem bestimmten Ort. Findet er bloß den Ort, wo es ist, so ist ihm geholfen, so ergreift er es, und sein Suchen hat ein Ende. So wußte jeder einmal in seiner frühen Jugend, daß es so viele schöne Dinge gäbe, aber den Ort wußte er nicht mit Bestimmtheit. Ach, wenn auch mancher diese Kinderweisheit verlernt hat, ob deshalb alle in Wahrheit weiser geworden sind, ob wohl auch der, welcher an Stelle jener schönen Einheit der Fülle die Doppeltheit des Zweifels und die Halbheit des Entschlusses gewonnen hat! — Wenn angenommen wird, daß der Suchende selber gar nichts tun kann, um den Ort zu finden, so ist er ein Wünschender. So war jeder einmal in seiner früheren Jugend. Ach, wenn auch mancher sich verändert hat, ob deshalb alle in Wahrheit sich zum besseren

verändert haben, ob auch der, welcher an Stelle des ungewissen Reichtums des Wunsches die gewisse Erbärmlichkeit der Mittelmäßigkeit gewann! — Wenn der Wünschende seinen Wunsch erfüllt sieht, so wird er erstaunt, wie er bereits dadurch, daß er ein Wünschender war, in Staunen war. So war auch jeder einmal in seiner frühen Jugend, nicht wie man ungerecht von der Jugend sagt, leicht zu locken zu törichten Unternehmungen, sondern innerlich leicht zu locken zu der unvorbehaltenen, seligen Hingebung des Staunens, dem redlichen Entgelt, den der Wünschende unverbrüchlich aufbewahrt für den Augenblick der Erfüllung. Ach, wenn auch mancher diese Eile verloren hat, Gleiches mit Gleichem bezahlen zu wollen, wie er ja auch gelernt hat, vom Wunsche geringe zu denken — ist deshalb diese feilschende Redlichkeit, die nicht recht wünscht und nicht recht staunt, und so Gleiches mit Gleichem bezahlt, ist deshalb diese Redlichkeit ein Gewinn! — Der, welcher wünscht, sucht auch, aber sein Suchen ist blind, nicht so sehr mit Hinsicht auf den Gegenstand des Wunsches, als mit Hinsicht darauf, daß er nicht weiß, ob er ihm näher kommt oder sich entfernt von ihm.

Unter den vielen Gütern gibt es nun eines, das das höchste ist, das nicht zu bestimmen ist durch sein Verhältnis zu den anderen, da es das höchste ist, ohne daß doch der Wünschende eine bestimmte Vorstellung davon hat, denn es ist das höchste, gerade als das Unbekannte — und dieses Gut ist Gott. Die anderen Güter haben Namen und Bezeichnungen, aber wo der Wunsch am tiefsten Atem holt, wo dieses Unbekannte sich zu

zeigen scheint, da ist das Staunen, und das Staunen ist der Sinn der Unmittelbarkeit für Gott und alles tieferen Verstehens Beginn. Das Suchen des Wünschenden ist blind nicht so sehr mit Hinsicht auf den Gegenstand, denn der ist ja das Unbekannte, als mit Hinsicht darauf, ob er ihm näher kommt oder ferner — jetzt stutzt er, der Ausdruck des Staunens ist Anbetung. Und das Staunen ist ein zweideutiger Seelenzustand, der in sich die Furcht und die Seligkeit birgt. Darum ist die Anbetung gemischt zugleich aus Furcht und aus Seligkeit. Selbst der geläutertste, vernünftigste Gottesdienst ist Seligkeit in Furcht und Zittern, Zuversicht in Lebensgefahr, Freimut im Bewußtsein der Sünde. Selbst der geläutertste und vernünftigste Gottesdienst hat die Gebrechlichkeit des Staunens; und nicht der Kraft und nicht der Weisheit direkte Größe bestimmt die Größe des Gottesverhältnisses, der Mächtigste ist in tiefster Ohnmacht, der Frommste seufzt aus tiefster Not, der Gewaltigste ist der, welcher seine Hände richtig faltet.

Das Staunen des Wünschenden entspricht dem Unbekannten, und ist so ganz unbestimmbar oder besser unendlich bestimmbar, kann ebenso widerwärtig sein wie lächerlich, kann ebenso verwildert sein wie kindisch. Wenn der Wald im Dämmer liegt zur Abendstunde, wenn in der Nacht der Mond sich verirrt zwischen die Bäume, wenn das Staunen der Natur darinnen nach seiner Beute aussieht, und dann der Heide plötzlich das Wunder einer Lichtwirkung sieht, das ihn ergreift, so sieht er das Unbekannte, und die Anbetung ist der Ausdruck des

Staunens; wenn der knorrige Stamm eine Gestalt vortäuscht, die ihm unbekannt ist, die einem Menschen gleicht und doch ihm nur in übernatürlicher Größe gleicht, so stutzt er und betet an; wenn er in der Wüste eine Spur sieht, die nicht einem Menschen oder anderen ihm bekannten Wesen angehört, wenn die Macht der Einsamkeit seine Seele mit dem Staunen beschwängert, so sieht er in dieser Spur, daß das Unbekannte hier gewesen ist, und er betet an; wenn das Meer tief und still liegt, und verklärt, wenn das Staunen schwindelnd hinunterstiert, bis es ist, als stiege das Unbekannte herauf, wenn die Woge des Meeres einförmig dahinrollt gegen den Strand und die Seele überwältigt durch die Macht der Einförmigkeit, wenn das Schilf raschelt im Wind und wieder raschelt und also dem Lauschenden etwas anvertrauen wollen muß: so betet er an. — Bestimmt sich das Staunen, so ist sein höchster Ausdruck, daß Gott das unerklärte All des Daseins ist, wie es von der Einbildungskraft im Geringsten und im Größten überall geahnt wird. Was der Inhalt des Heidentums war, wird von neuem erlebt in jedes Geschlechts Wiederholung, und erst wenn es durchgelebt ist, wird das, was ein Götzendienst war, herabgesetzt zu einem sorglosen Dasein in der Unschuld der Dichtung. Denn der Götzendienst ist geläutert das Dichterische.

Wenn angenommen wird, daß der Wünschende selbst etwas dazu beitragen könne, das Gesuchte zu finden, so ist er ein Strebender. Also ist das Staunen und der Wunsch im Begriff, ihre Prüfung durchzumachen. Oft betrogen, da ja der

Umfang des Staunens, gerade weil es ein direktes Verhältnis zu dem Unbekannten hatte, das ebenso Widerwärtige wie Lächerliche, das ebenso Verwilderte wie Kindische war, oft betrogen will das Staunen sich vorsehen und nicht mehr im Blinden tappen. Das direkte Verhältnis wird so in einem ersten Augenblick ein gebrochenes Verhältnis, ohne daß doch der Bruch im geringsten ein Durchbruch ist. Es wird gebrochen dadurch, daß der Weg dazwischen tritt als eine Bestimmung, während für den Wünschenden kein Weg ist. Wenn der Suchende nicht im Blinden tappt, so wünscht er nicht bloß, er strebt; denn das Streben ist eben der Weg hin zu dem Gesuchten. So war jeder einmal in seiner früheren Jugend, hochfliegend im Wollen, ach, wenn auch mancher nun gelernt hat, auf der Erde zu bleiben, ob deshalb alle wohl auch weiser geworden sind, ob wohl auch der, welcher an Stelle des Vogelflugs den gebeugten Gang des Vierfüßlers lernte! So war jeder einmal in seiner früheren Jugend dummdreist im Wagen; ach, und wenn auch mancher das sein ließ, ob sie deshalb alle auch weiser wurden, ob auch der, welcher an Stelle des Laufes der Dummdreistigkeit ins Ungewisse die Sicherheit des Fußgängers gewann auf der Landstraße der Mittelmäßigkeit! So war jeder einmal in seiner früheren Jugend herausfordernd; ach, und wenn auch mancher lernte, die Forderung herabzudrücken, ob sie deshalb auch alle weiser wurden, ob auch der, welcher durch Gunst übersättigt ward, oder der, welcher von seiner Umgebung Kleinlichkeit lernte, oder der, welcher im Knechtsdienst der Gewohnheit Genügsam-

keit lernte! Oh, wohl ist es weise, vom Glück nicht zu reden, wenn man etwas Heiligeres zu nennen weiß, aber wenn nicht, dann wäre es ein Unglück, wenn das Glück vom Leben verschwände, wenn es müde würde zu geben und zu nehmen, müde würde der Menschen, die es um das Staunen betrogen.

Aber in der Welt der Freiheit, wo alles Streben seinen Ursprung hat, und worin alles Streben sein Leben hat, da begegnet man dem Staunen auf dem Weg. Das Streben hat verschiedene Namen, aber das, welches auf das Unbekannte geht, ist gerichtet auf Gott. Dieses, daß es auf das Unbekannte gerichtet ist, will sagen: es ist unendlich. Da stutzt der Strebende, er sieht die täuschende Spur eines ungeheueren Wesens, das da ist, wenn es vorbei ist, das ist und nicht ist; und dieses Wesen ist das Schicksal, und sein Streben ist wie ein Irregehen. Anbetung ist wieder der Ausdruck des Staunens, und der Umfang der Anbetung ist das ebenso Widerwärtige wie Lächerliche, das ebenso Verwilderte wie Kindische.

Wenn angenommen wird, daß der Suchende alles tun kann, um das Gesuchte zu finden, so ist die Verzauberung vorbei, das Staunen vergessen, es gibt nichts mehr, worüber zu staunen wäre. Und dann, im nächsten Augenblick, ist das Gesuchte ein Nichts, und darum also war es, daß er alles vermochte. So war jeder einmal am Scheideweg der Jugend, da er eine Ewigkeit alt wurde; ach, und wenn auch mancher sich tröstet, diesen Schrecken nicht erlebt zu haben, ob sie deshalb alle weiser wurden, ob auch der, der ein Jüngling war im Greisenalter!

So ging es jedem einmal beim Abschied der Jugend, daß das Leben stille stand und er umkam: ach, und wenn auch mancher mit seiner Jugend prahlt, ob darum auch der weiser war, welcher die Jahre und die Ewigkeit betrog um ihr Recht; dessen höchste Weisheit eine läppische Antwort war auf die ernsteste Frage!

Es geschah einmal in der Welt, daß der Mensch, müde des Staunens, müde des Schicksals, sich abwandte vom Äußeren und entdeckte, daß es keinen Gegenstand des Staunens gebe, daß das Unbekannte ein Nichts sei, und das Staunen ein Betrug. Und was einmal der Inhalt des Lebens war, das kehrt wieder in der Wiederholung des Geschlechts. Ob einer sich weise dünken will damit, daß er sagt, daß es zurückgelegte Erscheinungen seien, die schon seit Jahrtausenden abgetan sind: im Leben ist es nicht so. Und du meinst doch auch nicht, mein Zuhörer, daß ich dir deine Zeit verspielen möchte mit der Erzählung großer Begebenheiten und der Nennung schnurriger Namen und damit, daß ich mich geistlos wichtig mache durch die Betrachtung der ganzen Menschheit! Ach nein, ist es so, daß der betrogen ist, der nur weniges zu wissen bekommt, ob da nicht auch der, der so vieles zu wissen bekam, daß er gar nichts sich aneignete! Langsam geht der Mensch vorwärts, selbst das herrlichste Wissen ist doch nur eine Voraussetzung. Will man die Voraussetzungen vermehren immer mehr und mehr, so ist man wie der Geizige, der das Geld zusammenhäuft, für das er keinen Gebrauch hat. Selbst was wert ist, am höchsten

angeschlagen zu werden: eine glückliche Erziehung, selbst sie ist ja nur eine Voraussetzung, und es vergeht Zeit um Zeit, ehe sie angeeignet wird, und ein ganzes Leben ist nicht zu viel, wenn man sie sich aneignen will. Oh, wenn der betrogen war, dessen Erziehung versäumt ward, ob da nicht auch der, welcher in Unwissenheit darüber verblieb, daß sie eine Voraussetzung war, ein anvertrautes Gut, ein heiliges Erbe, das erworben werden sollte, und der sie ohne weiteres hinnahm und sich das zu sein deuchte, von dem er den Namen trug. Hat der Bessere zuweilen geseufzt, weil das Gesuchte so ferne sei, so hast du wohl, mein Zuhörer, erfaßt, daß es auch noch eine andere Schwierigkeit gibt, daß es ein Blendwerk des Wissens gibt, das die Seele betört, daß es eine Sicherheit gibt, in der man ein Wissender ist — und doch betrogen, daß es eine Ferne gibt von aller Entscheidung, wo man, ohne davon zu träumen, verloren geht. Laß den Schrecken seine Beute sich holen, oh, diese Sicherheit ist ein schrecklicheres Ungeheuer! Laß die Not der Entbehrung einen aushungern, ist es besser, im Überfluß umzukommen? Erschütternd war es, da das Staunen den Menschen los ließ, und er an sich selber verzweifelte, aber ebenso erschütternd ist es, daß man davon wissen, weit mehr noch wissen, und nicht einmal jenes erlebt haben kann, und am erschütterndsten, daß man alles wissen kann, ohne auch mit dem Geringsten angefangen zu haben. Und ist das so, oh, dann laß mich von vorn anfangen: kehre zurück, du Jugend mit deinem Wünschen und deinem liebenswürdigen Staunen, kehre zurück, du wildes Streben der

Jugend mit deiner Dummdreistigkeit und deinem Schaudern vor jenem Unbekannten, ergreife mich, du Verzweiflung, die mit dem Staunen und der Jugend Staunen bricht, aber schnell, schnell, so es möglich ist, so ich meine beste Zeit verspielt habe, ohne etwas zu erkennen, lehre mich doch zum mindesten, nicht gleichgültig zu bleiben dabei, nicht Trost zu suchen mit anderen im gemeinsamen Verlust, — so ist wohl der Schrecken über den Verlust ein Anfangen an meiner Heilung; wie spät es auch ist, es ist doch besser, als dahinzuleben als ein Lügner, betrogen nicht von dem, was dazu geeignet scheinen könnte zu betrügen, ach, und darum entsetzlich betrogen — betrogen von vielem Wissen!

Also war das Staunen vorbei, es ist vorbei; so hieß es einmal, so sagt der Verzweifelnde und wiederholt es in Verzweiflung und wiederholt es spottend, und will sich trösten mit dem Spott, weil dieser andere verwundet, als wäre nicht aller Spott zweischneidig! Aber du, mein Zuhörer, du weißt, daß die Rede gerade jetzt vor dem Staunen steht. Die Rede will darum nicht dich überraschen, will auch nicht dich betrügen durch Augenblendung, wenn der Gedankenblitz aufleuchtet, indem alles sich umkehrt; will auch nicht dich hineinreißen in eine stutzende Verwirrung. Der, welcher wirklich erlebt hat, wovon ich gesprochen habe, er durchschaut die Mischung verwirrter Erinnerungen leicht, und wenn er es nicht erlebt hat, so wird eine Rede hören oder lesen nur von zweifelhaftem Nutzen für ihn sein. Aber du, der du ja selber im Staunen bist, du weißt,

daß dieses Staunen erwuchs, als einmal jenes erste verzehrt ward in der Verzweiflung. Aber wo fände sich auch ein würdigerer Gegenstand für das Staunen, als wenn der in Wünschen und Streben Suchende, der in Verzweiflung Umkommende plötzlich entdeckte, daß er das Gesuchte hat, daß das Unglück ist, daß er nun dasteht und es verliert! Denn nimm den Wünschenden, wie er dasitzt und träumt, rufe ihn an und sage: „Du hast das Gewünschte"; halte den dummdreist Strebenden an, wie er eben dort vorwärtsstürzt auf dem Weg, halte ihn an und sage: „Du hast, wonach du strebst"; durchbrich die Verzweiflung, daß der Verzweifelte erfasse, er habe es — welche Gemütsbewegung in ihm, wenn er zugleich überwältigt wird von Staunen und noch einmal überwältigt, weil er das Gesuchte gleichsam wieder verliert! Die Herrlichkeit des Wünschens, das Streben der Dummdreistigkeit weckt nicht zum zweitenmal Staunen, dies verhindert der Gedankenstrich der Verzweiflung, aber daß das Gesuchte gegeben ist, daß es gehabt wird von dem, der in Mißverstehen dasteht und es verliert — dieses weckt des ganzen Menschen Staunen. Und welchen stärkeren Ausdruck gibt es wohl für Staunen, als daß der Staunende wie verändert wird, wie wann der Wünschende die Farbe wechselt; welchen stärkeren Ausdruck als diesen, daß er wirklich verändert wird! Und so ist es mit diesem Staunen, es verändert den Suchenden, und so ist es mit dieser Veränderung, daß das Suchen zu etwas anderem wird; ja, zu genau dem Entgegengesetzten: Suchen bedeutet, daß der Suchende selbst verändert

wird. Er soll nicht den Ort finden, wo das Gesuchte ist, denn dieses ist gleich bei ihm; er soll nicht den Ort finden, wo Gott ist, er soll nicht dorthin streben, denn Gott ist gleich bei ihm, ganz nahe, nahe allerwege, in jedem Augenblick allgegenwärtig, sondern er soll verändert werden, auf daß er selber der Ort werden kann, wo Gott ist in der Wahrheit.

Doch Staunen, das alles tieferen Verstehens Anfang ist, ist eine zweideutige Leidenschaft, die in sich enthält die Furcht und die Seligkeit. Oder war es nicht furchtbar, mein Zuhörer, daß das Gesuchte dir so nahe war; war es nicht furchtbar, daß du nicht suchtest, sondern Gott dich suchte; war es nicht furchtbar, daß du dich nicht rühren konntest, ohne zu sein in Ihm und nicht stille sein, ohne zu sein in Ihm, und nicht so unbemerkt sein, daß du ja nicht warst in Ihm, und nicht zu der äußersten Grenze der Welt fliehen, ohne daß Er da war an jeder Stelle unterwegs, und nicht dich verbergen im Abgrund, ohne daß Er ja da war und an jeder Stelle unterwegs, und nicht zu Ihm sagen: in einem Augenblick, weil Er ja auch da war in dem Augenblick, da du dieses sagtest; war es nicht furchtbar, da der Scherz der Jugend und die Unreife der Verzweiflung zum Ernst wurden, da das, worauf du gezeigt hattest, und wonach du gestrebt hattest, und wovon du gesagt hattest, daß es nicht da sei, da dies wurde, ja da es da war überall um dich und dich umschloß allerwege! Aber war es nicht selig, daß der Mächtigste dich einsperren konnte in den finstersten Winkel und doch nicht Gott aussperren konnte; war es nicht selig, oh, war es nicht selig,

daß du in den tiefen Abgrund fallen konntest, wo man weder Sonne sieht noch Sterne, und doch Gott sehen kann; war es nicht selig, daß du irre gehen konntest in der einsamen Wüste, und doch stracks den Weg finden zu Gott; war es nicht selig, daß du ein Greis werden konntest, der alles vergessen hatte, und doch niemals Gott vergessen, weil der nicht etwas Vergangenes werden kann, daß du stumm werden konntest und doch Ihn anrufen, taub und doch Ihn hören, blind und doch Ihn sehen; selig, vertrauen zu dürfen auf Ihn, daß Er nicht sagen würde, wie Menschen sagen: in einem Augenblick, weil Er bei dir war in dem Augenblick, da Er es sagte! — Aber der, welcher die Furcht ausläßt, er sehe wohl zu, daß er nicht auch den Fund ausläßt. Es ist so leicht, oder wenn einer lieber dasselbe auf andere Weise sagen will, es ist so schwer, Gott zu finden, daß man sogar beweist, daß Er da ist, und einen Beweis für notwendig hält. Laß die Arbeit des Beweises schwer sein, im besonderen dem Beschwerde machen, der verstehen soll, daß er etwas beweist; für den Beweisenden ist die Sache leicht geworden, denn er ist dazu gekommen, außerhalb zu stehen, er hat keine Handlung mit Gott, sondern macht eine Abhandlung über Gott. Soll dagegen das Suchen bedeuten, daß man selber verändert wird, so passe der Suchende wohl auf auf sich selbst. Man lerne das Staunen von einem Kind und Furcht von einem Mann, das ist immer eine Vorbereitung, so kommt schon die Furcht mit Gott, wenn Er kommt und die Beweise überflüssig macht. Oder ist es vielleicht Mut, daß man gedankenlos in Unwissenheit ver-

bleibt über die Gefahr, daß der Beweisende unverändert sitzt und beweist, daß der Allgegenwärtige da ist, der Allgegenwärtige, der also auch im Augenblick des Beweises den Beweisenden durchschaut — ohne doch ein wissenschaftliches Urteil über die Verdienstlichkeit des Beweises zu haben. Sollte wirklich der Allgegenwärtige geworden sein wie ein seltenes Naturgeschöpf, dessen Dasein der Gelehrte beweist, oder wie ein unsteter Stern, den man in Pausen von Jahrhunderten beobachtet, und dessen Dasein deshalb einen Beweis nötig hat, im besonderen für die dazwischenliegenden Jahrhunderte, in welchen er nicht gesehen wird!

Aber das wahre Staunen und die wahre Furcht kann der eine Mensch nicht vom anderen lernen. Nur wenn sie deine Seele zusammenpressen und ausweiten, deine Seele, gerade deine, deine allein in der ganzen Welt, weil du allein geworden bist mit dem Allgegenwärtigen, nur dann sind sie in Wahrheit für dich. Ob auch ein Redner eines Engels Beredsamkeit hätte, und ob er ein Antlitz hätte, das dem Mutigsten Schrecken einjagen könnte, so daß du, wie man sagt, in das tiefste Staunen fielest über seine Beredsamkeit, und Entsetzen dich ergriffe, da du ihn hörtest — es ist nicht dieses Staunen, und es ist nicht diese Furcht, die helfen. Im Verhältnis zu jedem Menschen, dem geringsten und dem größten, gilt es, daß nicht ein Engel und nicht Legionen Engel und nicht alle Schrecken der Welt das wahre Staunen und die wahre Furcht eingeben können, wohl aber ihn abergläubisch machen. Das wahre Staunen und

die wahre Furcht sind erst da, wenn er, eben er, es sei nun der Geringste oder der Größte, allein wird mit dem Allgegenwärtigen. Der Kraft und der Weisheit und der Tat direkte Größe bestimmt nicht die Größe des Gottesverhältnisses. Oder taten die Weisen in Ägypten nicht fast ebenso große Zeichen wie Moses; gesetzt, sie hätten größere getan, was folgte dann daraus? Nichts, gar nichts in Hinsicht auf das Gottesverhältnis. Aber Moses fürchtete Gott, und Moses staunte über Gott, und die Furcht und das Staunen oder die Furcht des Staunens und seine Seligkeit bestimmen die Größe des Gottesverhältnisses.

Es ist ganz wahr, was der Verstand sagt, daß es nichts zum Staunen gibt, aber eben deshalb ist das Staunen gesichert — weil der Verstand dafür einsteht. Laß nur den Verstand das Vergängliche richten, laß ihn nur den Ort säubern — so kommt das Staunen am rechten Ort in dem Veränderten. Alles, das zu jenem ersten Staunen gehörte, kann der Verstand verzehren; laß ihn das tun, daß er rätselvoll einem zum Staunen helfe, denn rätselvoll ist es ja, da es geradewegs gegen das Urteil des Verstandes über ihn selber geht. Aber kommt ein Mensch nicht weiter, so klage er nicht den Verstand an und triumphiere auch nicht, weil er gesiegt hat. Wenn ein Fürst einen Feldherrn ausschickt mit dem Heere gegen das feindliche Land, und dieser Feldherr es erobert und darauf selbst sich dessen bemächtigt als ein Aufrührer, so ist ja kein Grund da, ihn deshalb anzuklagen, weil er es eroberte, aber auch kein

Grund zu triumphieren, da er selber es ja behielt: und so, wenn ein Mensch mit seinem Verstand siegt über das, was wohl schön war, aber doch auch kindlich, so klage er nicht den Verstand an, aber wenn der Verstand damit endet, daß er Aufrührer wird, so triumphiere er nicht. Aber des Staunen ist in dem Veränderten.

Wie es hier gesagt ist, so ging es jedem einmal im Augenblick der Entscheidung, da die Krankheit des Geistes einschlug und er sich gefangen fühlte im Dasein, gefangen für ewig. Ach, und wenn auch mancher sich damit tröstet, daß er dieser Gefahr entgangen ist, ob deshalb auch der weiser ward, der schlau und feige sich selbst betrog, da er glaubte, Gott und das Leben zu betrügen! So geschah es jedem einmal, als es vorbei war mit dem Scherz und dem Blendwerk und der Zerstreuung; ach, und wenn auch mancher trotzt auf seine Sorglosigkeit, ob deshalb auch der weiser ward, dessen Leben wild und schmarotzerisch in Seitenschößlingen wuchert, weil er nicht gebunden wurde! So geschah es jedem einmal, ach, und wenn auch mancher sich schmeichelt, in vorteilhafterer Lage zu sein, ob deshalb auch der weiser ward, der ungebunden nichts davon wußte, daß er eben deshalb unfrei war!

Wenn angenommen wird, daß das Gesuchte gegeben ist, so bedeutet das Suchen, daß der Suchende selbst verändert wird, so daß er der Ort wird, wo das Gesuchte sein kann in der Wahrheit. Und das Gesuchte war ja gegeben, es war so nahe, daß es war, als wäre es wieder verloren. Welcher Ausdruck ist wohl

stärker für den Schrecken als dieser, daß es ist wie verloren, ohne die Gewißheit, daß es verloren ist: so geht es also zurück mit einem Menschen! Welch ein Abstand seit jener Zeit, da er wünschte, da er dummdreist wagte, da das Gesuchte in der Ferne war, da das Selbstgefühl darauf trotzte, daß es nicht da sei — und jetzt, es ist ihm so nahe gekommen, daß es verloren ist, und es geht weit zurück in die Ferne mit dem Verlust! Der Suchende sollte verändert werden, und ach, er war verändert — so geht es zurück. Und die Veränderung, in der er ist, nennen wir die Sünde. Also das Gesuchte ist, der Suchende ist der Ort, aber verändert und darin anders, daß er einmal der Ort gewesen war, wo das Gesuchte war. Oh, nun ist da kein Staunen, keine Zweideutigkeit! Der Zustand der Seele, wenn sie dieses erfaßt, ist Furcht und Zittern in dem Schuldigen, ihre Leidenschaft ist Leid in der Erinnerung, ihre Liebe ist Reue in dem Verlorenen. War es nicht so, mein Zuhörer? Die Rede soll nicht dich überraschen, sie hat keine Autorität, dir irgendein Sündenbekenntnis abzunötigen. Im Gegenteil, sie gesteht gern ihre Ohnmacht in dieser Hinsicht, ja könnte einer den Wunsch haben, so will sie willig es ihm sagen, daß nicht alle Beredsamkeit der Welt imstande ist, einen Menschen von seiner Sünde zu überzeugen, aber dann auch ihn ermahnen, nicht zu fürchten die Beredsamkeit der Sünder, sondern die Allgegenwart des Heiligen, und noch mehr sich zu fürchten davor, sich ihr zu entziehen. Soll ein Mensch wesentlich seine Sünde verstehen, so muß er sie verstehen, weil er allein wird, er allein,

gerade er allein mit dem Heiligen, der alles weiß. Nur diese Furcht und dieses Zittern ist die Wahrheit, nur das Leid, das die Erinnerung an Gott in einem Menschen weckt, nur die Reue, die die Liebe zu ihm emporliebt. Hätte ein Redner eine Stimme wie der Donner des Himmels, hätte er ein Antlitz, das Entsetzen einjagte, verstände er, mit dem Blicke zu zielen, und zeigte er jetzt, mein Zuhörer auf dich, wie du dasitzest, und sagte: „Du, du bist ein Sünder," und täte er das auch mit einer solchen Macht, daß dein Auge den Boden suchte, daß das Blut aus deiner Wange wich, und du vielleicht den Eindruck lange nicht verwandest — da verstandest du wohl, daß er durch sein Betragen die Umgebung in eine Jahrmarktsbude verwandelte, wo er Gaukeleien trieb. Furcht und Zittern vor dem Abscheulichen: vor einem religiös Ausschweifenden ist nicht Furcht und Zittern in der Wahrheit. Wie es gilt, daß ein Mensch seinen Frieden nicht bei einem anderen Menschen suchen soll, daß er nicht auf Sand bauen soll, so gilt es auch, daß er sich nicht darauf vertrösten soll, daß es irgendeines anderen Menschen Aufgabe sei, ihn davon zu überzeugen, daß er ein Sünder ist, aber wohl ihn an die eigene Verantwortung vor Gott zu erinnern, wenn er sie nicht durch sich selber entdeckt; alles andere Verstehn ist Zerstreuung. Und dies ist nur Scherz, wenn ich dich richten wollte, aber das ist Ernst, wenn du vergißt, daß Gott dich richten wird.

Das Gesuchte ist also gegeben, Gott ist nah genug, aber niemand kann Gott sehen ohne Reinheit, und die

Sünde eben ist Unreinheit, und darum kann niemand Kenntnis nehmen von Gott, ohne als Sünder sich zu erkennen. Das erste ist ein einladendes Wort, und der Blick der Seele ist nach oben gerichtet, wo das Ziel ist, aber im selben Moment ertönt das andere Wort, das den Beginn bezeichnet, und dieses Wort ist ein niederdrückendes Wort. Und doch ist das so für den, der mit sich selbst die Sünde verstehen will.

So steht die Rede nun am Anfang. Der geschieht nicht durch Staunen, aber dann wahrlich auch nicht durch Zweifel; denn der, welcher an seiner Schuld zweifelt, er macht nur einen törichten Anfang, oder besser, er setzt fort, was mit der Sünde töricht begonnen wurde. Was mit der Sünde kommt, das begleitet das Leid: dies gilt doch wohl auch von der Sünde selbst. Leid ist deshalb der Anfang, und Zittern ist die Wachsamkeit des Leids. Je tiefer das Leid ist, um so mehr fühlt sich der Mensch wie ein Nichts, als weniger denn nichts. Es ist immer gesagt worden, selbst im Heidentum, daß die Götter das Höchste nicht für nichts verkaufen, daß ein göttlicher Neid, in welchem die Gottheit den Preis für sich selbst bestimmte, die Bedingungen des Verhältnisses festsetzte: wie sollte dann dies, als einzelner Mensch der Wohnort Gottes zu werden, wie sollte dieses nicht seine Forderung haben; und diese Forderung ist, daß der Mensch sich als Sünder bewußt wird. Und doch ist dies nicht, wenn ich so sagen darf, eine Höflichkeit, die der Mensch Ihm erweist, daß Seine heilige Gegenwart den Einzelnen zu einem Sünder

niederdrücke, nein, der Einzelne war es, aber wurde es erst durch Seine Gegenwart. Indessen versteht der, welcher sich selbst im Bewußtsein der Sünde vor Gott zu verstehen sucht, er versteht es nicht wie eine allgemeine Aussage, daß alle Menschen Sünder sind, denn diese Allgemeinheit ist nicht das, auf dem der Nachdruck liegt. Je tiefer das Leid ist, um so mehr fühlt sich der Mensch als ein Nichts, als weniger denn nichts, und dieses herabziehende Selbstgefühl ist ein Zeichen dafür, daß der Leidende der Suchende ist, der anfängt, Kenntnis zu nehmen von Gott. Im weltlichen Sinn gilt es, daß der ein mittelmäßiger Krieger ist, der nicht hofft, Oberster zu werden, im göttlichen Sinn ist es umgekehrt, je weniger er von sich selber hält, nicht als Mensch im allgemeinen oder davon, Mensch zu sein, nein, sondern von sich als dem einzelnen Menschen, und nicht in Hinsicht auf Gaben, sondern in Hinsicht auf Schuld, desto deutlicher wird Gott ihm. Wir wollen nicht die Schuld vermehren, damit Gott größer werden könnte, wohl aber die Erkenntnis der Schuld.

Je tiefer das Leid ist, um so tiefer wird die Macht der Sünde erfaßt, und der stärkste Ausdruck für das tiefste Leid könnte scheinen, wenn einer sich selbst als den größten Sünder fühlte. Nun, das versteht sich, es ist sogar auf eitle Weise Streit und Zwist gewesen über diese Würde, man hat alles aufgeboten, um diese Anerkennung zu gewinnen in Zeiten, wo dies der höchste Ausdruck für die höchste Auszeichnung war. Traurig ist ja jede Art von irrendem Streben, am traurigsten sind doch

die religiösen Ausschweifungen. Wenn der Jüngling fehlt im Leben, dann hofft man auf die Jahre; es ist schon trauriger, wenn der Mann irre geht; aber wenn einer irre geht im Letzten, das retten kann, wo bleibt dann die Rettung! Aber daraus folgt doch nicht, daß es preiswert sein würde, das Göttliche dahinstehen zu lassen, und auf diese Weise dem Irrtum zu entgehen. Der größte Sünder — und Streit darüber, ob man es ist! Wir wollen nicht dem Lachen Raum geben, wenn auch jener Widerspruch zur Stelle ist, der das Lachen berechtigt, denn ist es auch lächerlich, so ist es das doch wieder nicht und hier doch nicht der Ort zu lachen darüber, daß man so die Torheit in den allerernstesten Zusammenhang gebracht hat. Die Rede will auch nicht ohne weiteres den Ausdruck fahren lassen, sondern etwas bei ihm verweilen und fragen: wie bekommt ein Mensch zu wissen, daß er der größte Sünder ist? Wenn er zu wissen bekommt, daß er ein Sünder ist, so geschieht dies ja dadurch, daß er allein wird, er, gerade er, allein mit dem Heiligen. Wird er nicht so allein, so bekommt er auch nicht einmal zu wissen, daß er ein Sünder ist, geschweige der größte. Woher kommt nun das Mehr oder Weniger, wodurch er sich selber als den größten bestimmt? Sollte dieses Mehr nicht vom Bösen sein, kommt es nicht durch List und Betrug, kommt es nicht durch Abspringen vom Ernst? Ein Unglücklicher, der ernst ward durch sein Leiden, wird sofort daran erkannt, daß er, ohne sich darum zu kümmern, ob andere mehr oder weniger leiden, so urteilt: mein Leiden fällt mir schwer — ich leide. Einen rechten

Liebhaber erkennt man sofort daran, daß er nicht die Begegnung der Verliebtheit, welche Einsamkeit sucht, beschmutzt, indem er einen Auflauf verursacht und eine Schar von Zeugen mitbringt, die ja immer zur Stelle sind, sobald er es so versteht, daß er mehr liebe als andere; nein, sein redliches und aufrichtiges Urteil ist kurz: „Ich liebe." Und so auch mit dem Bewußtsein der Sünde, die simple Aussage ist die ernsteste. Aller Vergleich ist weltlich, alles Herausheben ist weltliches Hangen im Dienste der Eitelkeit; und schlimmer als die eigene Schuld ist die eigene Gerechtigkeit, und schlimmer als die eigene Gerechtigkeit ist, das Letzte eitel zu nehmen, und im Ernst der größte Sünder zu werden gerade dadurch, daß man eitel es sein will. Aber der, welcher allein wird mit dem Bewußtsein der Sünde, er wird wohl, doch nicht vergleichsweise, als der größte Sünder sich fühlen, denn er wird sich als der Einzelne fühlen und in sich die wesentliche Größe der Sünde gegenüber dem Heiligen. Ist es Zerstreuung, sich damit entschuldigen zu wollen, daß andere schuldiger seien, so ist es auch Zerstreuung, seine Sünde bestimmen zu wollen durch ihr Verhältnis zur Sünde anderer, welches doch keiner weiß. Wenn du aber fastest, mein Zuhörer, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, dann siehst du weder auf die Zerstreuung, daß andere schuldiger sind, noch auf die Zerstreuung, daß andere weniger schuldig sind, und was nicht ein gemeinsames Unternehmen ist, das tue du auch nicht auf der Gasse, sondern richtig im Verborgenen. Oh, dies ist viel leichter, nach rechts und links zu sehen, als in sich selber

zu sehen; viel leichter, zu feilschen und zu handeln wie auch zu unterbieten, als zu schweigen — aber das Schwierigere ist doch das eine, das nottut. Schon im täglichen Leben macht jeder die Erfahrung, daß es schwieriger ist, dem Ausgezeichneten gegenüber zu stehen, der Majestät des Königs, als im Gewimmel unterzugehen, allein zu stehen und stumm gegenüber dem scharfen Kenner, als mitzureden im allgemeinen Gespräch mit seinesgleichen: geschweige da, allein zu werden vor dem Heiligen und zu schweigen. Man sieht Gott im Großen, im Rasen der Elemente und im Gang der Weltgeschichte, man vergißt rein, was das Kind verstand, daß, wenn es seine Augen schließt, es Gott sieht. Und wenn das Kind seine Augen schließt und lächelt, so wird es ein Engel — ach und wenn der Mensch allein wird vor dem Heiligen und schweigt — so wird er ein Sünder! Werde erst allein, so lernst du die rechte Gottesverehrung, hoch zu denken von Gott und gering von dir selber — nicht geringer als dein Nachbar, als wärest du der Ausgezeichnete, sondern denke daran, daß du vor Gott bist — nicht geringer als dein Feind, als wärest du der Bessere, denn denke daran, du bist vor Gott; aber denke gering von dir selbst.

Der, welcher so seine Sünde bedenkt und wünscht, in dieser Stille eine Kunst zu lernen, die du ja nicht verschmähst: Leid zu tragen über seine Sünden, der wird auch entdecken, daß das Sündenbekenntnis nicht bloß ein Aufzählen aller einzelnen Sünden ist, sondern vor Gott fassen, daß die Sünde in sich einen Zusammenhang hat. Doch wird er hier wiederum auf den

engen Weg achten, denn der Weg des Einsamen ist eng und eingeschlossen, aber überall sind blinde Türen, er braucht bloß ein Wort zu sagen, so öffnet sich eine solche — und der Gefangene atmet im Freien, so dünkt es ihm einen Augenblick. Wenn er so anfängt, von der Allgemeinheit der Sünde zu reden nicht in ihm, sondern im ganzen Geschlecht, wenn er nach diesem Gedanken greift, so öffnet sich die Türe — ach und wie leicht atmet er nun, er, dessen Atemzug so schwer war; wie leicht wird nicht seine Flucht, dessen Gang so mühselig war; wie leicht wird er nun, er, der ein Arbeitender war — denn er ist ein Betrachter geworden. Und seine Betrachtungen wünschen gewiß manche zu hören. So wird die Sache eine andere, und so leicht, so verändert, ja so verändert, wie der Ernste unter uns es sagt, daß die Frage nun die wird, Gott zu rechtfertigen vor der Welt, nicht die Bekümmerung, sich zu rechtfertigen vor Gott. Im allgemeinen seine Sünde zugeben ist leichter, aber von der einzelnen her, die genau und bestimmt aufgefaßt ist, peinlich, wie der unparteiische Richter sie ausfertigt, von dieser einzelnen oder von dieser einzelnen her einen Zusammenhang entdecken: das ist ein schwerer Gang und ein gezwungener Gang, aber der schwere Gang ist doch der richtige, und der Zwang von Nutzen. — Es gibt eine Eigenschaft, die viel gepriesen wird und die man sich doch nicht leicht erwirbt: Aufrichtigkeit. Ich rede nicht von jener liebenswürdigen der Kindheit, die wohl auch bei einem einzelnen Älteren sich findet, denn sie anzupreisen hieße ja durch die Rede dich betrügen, mein Zuhörer. Fände sie sich bei dir,

so würde die Rede fast schmeicheln, wenn auch deine Kindlichkeit dich daran hindern würde, sie so aufzufassen; und findet sie sich nicht, so hieße das ja deiner spotten. So soll die Rede nicht unterscheiden und spielen und die Aufrichtigkeit eine glückliche Gabe in der Wiege sein lassen, die nur wenig bekamen; eine solche Rede gehört dorthin, wo das Glück die Menschen scheidet, nicht wo das Gottesverhältnis die Gleichheit vor Gott aufrecht erhalten will: nein, Aufrichtigkeit ist eine Pflicht, und jeder soll sie haben. In viel Zerstreuung ist es nun schwer, sie zu erwerben. Ich meine just nicht, daß ein Mensch deshalb auf der Stelle ein Lügner ist, aber er bekommt nicht die Zeit und nicht die Sammlung, sich selber zu verstehen. Denn, ist es nicht so? Jetzt wünscht ein Mensch etwas, recht innerlich, wie er meint, doch ist vieles vorgegangen, ehe die Erfüllung kam, oder sie kommt überhaupt nicht, und er hat sich verändert. Wohl möglich, daß er weiser geworden ist, aber seiner Weisheit mangelt doch eines, ein bestimmter Eindruck davon, daß er jenes einmal gewünscht hat, und nicht bloß ein märchenhafter Bericht darüber, daß er vor einer ganzen Reihe von Jahren das wünschte, aber jetzt nicht mehr. Es wird verlangt, daß die beiden Zustände, wenn sie schön und einträchtig in der Einheit derselben Seele sich vergleichen sollen, eine kleine Zusammenkunft hätten, bei der sie sich einander verständlich machten. Die Weisheit ist vielleicht ganz in Ordnung, aber dem Weisen mangelt doch ein wenig Kummer über ihn selber. Jetzt beschließt ein Mensch bestimmt etwas, aber die Zeit feilscht, und

er verändert sich, und es bleibt bei dem Stückwerk. Vielleicht war der Beschluß wirklich zu hochfliegend im Verhältnis zu seinen Kräften; gut, aber hier fehlt doch ein wenig, ein wenig Betrübnis, ein wenig Klarheit, ob es die Zeit war, die ihm den Schein der Weisheit gegeben hatte, oder ob er wirklich weiser geworden war. Und nun Schuld und Irren und Sünde! Ach, wie viele sind da wohl, die nach Jahren oder Tagen mit Bestimmtheit wissen, was sie wünschten, was sie beschlossen, was sie sich vorwarfen, was sie verbrachen! Und Gott kann doch wohl Aufrichtigkeit fordern von einem Menschen. Wieviel schwieriger wird nun diese! Denn ein Mensch kann wirklich bestrebt sein, in Aufrichtigkeit sich selbst mehr und mehr durchsichtig zu werden, aber dürfte er wohl einem Herzenskenner diese Klarheit anbieten als etwas Zuverlässiges zwischen sich und Ihm! Oh, weit entfernt! Selbst der, welcher redlich strebt in sich selbst, selbst er, und er vielleicht am meisten wird immer eine Zwischenrechnung haben, die abschließen zu können er sich nicht vertröstet, als hätte er nicht wirklich zuweilen im einzelnen größere oder vielleicht auch geringere Schuld, als er wußte. Und so ist es wohl auch am besten. Man hat doch nur einen Gott, kommt man nicht aus mit Ihm, zu wem soll man dann gehen. Sieh hier die Notwendigkeit, von der einzelnen Sünde und dem einzelnen Irren her zu verstehen, daß da ein Zusammenhang ist, ein unergründlicher Zusammenhang. Will einer zu dir sagen, mein Zuhörer, daß es auf diese Weise nichts helfe, Aufrichtigkeit erwerben zu wollen, da doch selbst der,

welcher am redlichsten strebt, allzeit sich selbst etwas unklar bleibt, dann tu du, gleich wie der Redende, sei wie der, welcher es überhaupt nicht gehört hatte. Wohl ist der Redende kein Schnelläufer, aber wahrlich er wird sich auch nicht aufhalten lassen von Feigheit oder von einer feigen Mißgunst, die die Gleichheit im Mittelmäßigen haben will, und die Feurigkeit des Geistes in Schläfrigkeit, und die Begeisterung, die ohne Lohn dient, in die Gemeinschaft schlechten Gewinns verwandelt haben will. Daß sie da ist, diese Erbärmlichkeit, die nichts Besseres ertragen kann als diese hämische Freundschaft, die aufhalten will, das weißt du, mein Zuhörer, aber streite nicht mit ihr; hier ist auch nicht der Ort, wo du streiten sollst; schon mit ihr zu streiten ist ein Sieg für sie. Oh, suche lieber die Vergessenheit des Schweigens, in ihr bekommst du ganz andere Dinge zu wissen über die eigene Schuld!

So ist Aufrichtigkeit schwer; es ist leichter, sich im Gewimmel der Menschen zu verstecken und seine Schuld zu ertränken in der des Geschlechts, leichter sich vor sich selber zu verstecken als offenbar zu werden vor Gott in Aufrichtigkeit. Denn, wie gesagt, diese Aufrichtigkeit ist wohl nicht ein fortwährendes Aufzählen, aber sie ist auch nicht die Unterschrift eines Namens auf einem Stück weißen Papiers, das namentliche Zugestehen einer leeren Allgemeinheit; und ein Beichtender ist nicht einer, der sich hastig mitunterzeichnet im ungeheuren Schuldbuch des Geschlechts.

Aber ohne Aufrichtigkeit keine Reue. Denn der Reue ekelt

vor der leeren Allgemeinheit, aber sie ist auch nicht ein kleinlicher Rechenmeister im Dienst eines Kleinmütigen, sondern ein ernster Beobachter vor Gott. Eine inhaltslose Allgemeinheit bereuen ist ein Widerspruch, wie der, die tiefste Leidenschaft zu einer Oberflächlichkeit als Gast zu entbieten, aber mit der Reue sich festbeißen in eine Einzelheit heißt auf eigene Verantwortlichkeit bereuen, nicht vor Gott, und den Vorsatz abmatten ist Eigenliebe in Schwermut. Oh, als ob es so leicht wäre zu bereuen: lieben und seine Erbärmlichkeit tiefer und tiefer fühlen, lieben, während man die Strafe erleidet, lieben und doch die Strafe nicht zu einem Geschick umfälschen wollen, lieben und doch nicht im geheimen Bitterkeit verstecken, als litte man Unrecht, lieben und es doch nicht lassen wollen, hinzusuchen zu dem heiligen Ursprung dieses Schmerzes!

So weiß der, welcher seine Sünde bedenkt, auch, daß es Unterschiede gibt in den Sünden. Das weiß er ja von seiner Kinderlehre, und dies bedenkt ein jeder am besten selber. Es ist wohl auch in der Welt vorgekommen, daß man durch eine Rede, die mit den Farben des Entsetzens die Sünde im allgemeinen schilderte, ein entsetzliches Verhältnis zu einer einzelnen Sünde wiedererkannte. Aber religiöse Ausschweifungen sind doch die furchtbarsten. Eine solche Rede hat vielleicht die Reineren erschreckt, hat eine Angst geboren in der Seele eines Unschuldigeren, eine Angst, die darinnen blieb. Wozu auch eines Redners Schreck; nur mit sich selbst versteht doch ein Mensch, daß er schuldig ist. Der, welcher es so nicht versteht, mißversteht

doch; und der, welcher es versteht, er wird wohl auch die schwere oder die mildere oder die rasch zuvorkommende Erklärung finden, ganz wie er sie verdient hat. Aber abscheulich ist es ja doch, wenn einer, weil er selber die schwere Strafe der furchtbareren Sünde tragen mußte, daraus Vorteil zu neuer Sünde ziehen wollte: schrecken zu können. Ach, der Ablaß des Leichtsinns ist wohl eine neue Sünde, aber die gottlose Auferlegung dunkler Leidenschaften ist auch eine neue Sünde! Und du, mein Zuhörer, du weißt, daß der Ernst ist, allein zu werden vor dem Heiligen, ob es nun so ist, daß der Beifall der Welt draußen bleiben soll, oder so, daß die Anklagen der Welt verschwinden sollen; denn ob wohl jene Sünderin die Schuld tiefer fühlte, als die Schriftgelehrten sie anklagten, denn als da kein Ankläger mehr war, und sie allein stand vor dem Herrn! Aber du weißt auch, daß der am gefährlichsten betrogen ist, der von sich selber betrogen wird, daß dessen Zustand am bedenklichsten ist, der betrogen wird vom vielen Wissen, weiter, daß es eine traurige Schwachheit ist, seinen Trost im Leichtsinn eines anderen zu haben, aber auch eine traurige Schwachheit, seinen Schrecken aus der Schwermut eines anderen zu ziehen. Laß Gott darüber allein entscheiden, Er weiß doch am besten alles einzurichten für den, der allein wird dadurch, daß er Ihn sucht.

— Und hier ist der Ort dazu, mein Zuhörer, du weißt, wo, und hier ist die Gelegenheit, mein Zuhörer, du weißt, wie, und hier ist der Augenblick, der da heißt: heute noch.

Hier endet diese Rede im Bekenntnis der Sünden. Aber

kann das auch ein Ende sein: soll nun die Freude hier nicht siegen; soll die Sünde nur gehen mit dem Leide; soll die Seele hier beklemmt sitzen, aber die Harfe der Freude nicht gestimmt werden? Du pflegst vielleicht mehr zu wissen zu bekommen, du weißt wohl selbst viel mehr, so suche denn den Fehler bei der Rede und dem Redenden. Bist du wirklich weiter, so laß dich nicht aufhalten; aber wenn nicht, oh, so bedenke, daß man furchtbar betrogen ist, wenn man betrogen wird vom vielen Wissen. Laß uns einen Steuermann uns denken und annehmen, daß er mit Auszeichnung alle Prüfungen bestanden habe, aber daß er doch noch nie draußen gewesen war — denk ihn dir in einem Sturm: er weiß alles, was er zu tun hat, aber er kannte nicht den Schrecken, der den Seefahrer ergreift, wenn die Sterne ausbleiben in der Finsternis der Nacht; er kannte sie nicht, die Ohnmacht, mit der der Steuermann sieht, daß das Rohr in seiner Hand ein Spielzeug ist für das Meer; er wußte nicht, wie das Blut zum Kopfe stürmt, wenn man in einem solchen Augenblick Berechnungen anstellen soll: kurz, er hatte keine Vorstellung von der Veränderung, die mit dem Wissenden vorgeht, wenn er sein Wissen gebrauchen soll. Was ruhiges Wetter ist für den Seemann, das ist für den einzelnen Menschen: hinzuleben in ebener Fahrt mit den anderen und mit dem Geschlecht, aber die Entscheidung, der gefahrvolle Augenblick des Besinnens, wenn er sich herausnehmen soll aus der Umgebung und allein werden vor Gott und ein Sünder werden, das ist eine Stille, die das Gewohnte verändert gleichwie der Sturm.

Er weiß das alles, weiß, was ihm passieren soll, aber er wußte nicht, welche Angst ihn da ergreife, wenn er sich verlassen fühlte von dem Mannigfaltigen, worin er seine Seele hatte; er wußte nicht, wie das Herz klopft, wenn die Hilfe von anderen und die Anleitung von anderen und der Maßstab von anderen und die Zerstreuung durch andere verschwinden in der Stille; er wußte nichts von dem Grauen, wenn es zu spät ist, um menschliche Hilfe zu rufen, da keiner ihn hören kann: kurz, er hatte keine Vorstellung davon, wie der Wissende verändert wird, wenn er sein Wissen sich aneignen soll. Sollte dies vielleicht auch dein Fall sein, mein Zuhörer? Ich richte ja nicht, ich frage dich nur. Ach, während derer immer mehr und mehr werden, die so sehr viel wissen, werden die ganz befahrenen Männer seltener und seltener! Aber ein solcher zu werden, das war's ja, was du einmal wünschtest. Du hast nicht vergessen, was wir von der Aufrichtigkeit gegen sich selbst sagten: daß man deutlich sich daran erinnert, was man einmal werden wollte; und selber bist du ja darauf bedacht, aufrichtig sein zu wollen vor Gott im Bekenntnis der Sünden. Was war's also, das du wolltest? Du wolltest nach dem Höchsten streben, die Wahrheit zu fassen und zu sein in ihr; du wolltest weder Zeit noch Fleiß sparen; du wolltest allem entsagen, darunter doch wohl auch jedem Betrug. Wenn du auch das Höchste nicht ergriffest, du wolltest dich doch sichern, damit du deutlich mit dir selber wußtest, wie weit du bis jetzt gekommen warst, es zu erreichen. Ob dieses auch noch so wenig war, du wolltest doch

lieber treu sein über wenigem als untreu über vielem; ob es ein einziger Gedanke war, und du der Arme wardst unter den Reichen, die alles wissen, du wolltest doch lieber treu sein wie Gold — und das kann ja jeder, wenn er es will, denn das Gold, das gehört dem Reichen, aber treu wie Gold kann der Arme auch sein. Und der, welcher treu war über wenigem, treu am Tage der Not, wenn die Rechnung abgeschlossen wird, treu im Verständnis seiner Schuld, treu in der Stille, wo kein Lohn winkt, sondern die Schuld deutlich wird, treu in der Aufrichtigkeit, die alles bekennt, sogar, daß diese Aufrichtigkeit doch mangelvoll ist, treu in der Liebe der Reue, jener demütigen Liebe, deren Forderung die Selbstanklage ist: er soll wohl noch über mehr gesetzt werden.

War's nicht das, was du wolltest? Denn darüber, mein Zuhörer, sind wir doch gewiß einig: daß im Verhältnis zum Wesentlichen das Können wesentlich das Tun-können ist. Das Kind versteht es anders, und wenn der Kleine an seiner Aufgabe lernt und nun vielleicht zu der erwachsenen Schwester sagt, sie solle ihn überhören, sie aber anderes zu tun hat und ihm antwortet: „Nein, mein lieber Bub, jetzt habe ich keine Zeit, aber lies die Aufgabe fünfmal durch, oder lies sie lieber zehnmal und schlaf dann darüber, so kannst du es morgen ausgezeichnet," so glaubt es das Kind, tut, wie ihm gesagt wurde, und kann es ausgezeichnet am nächsten Tag. Aber der Reifere lernt auf eine andere Weise. Und wenn auch einer die Heilige Schrift hernehmen und sie auswendig lernen wollte, so könnte

das wohl schön sein, insofern da etwas Kindliches in seinem Vorhaben war, aber wesentlich lernt der Ältere nur durch die Aneignung, und wesentlich eignet er sich das Wesentliche nur dadurch an, daß er es tut. Oh, mitten in aller Not schöne Freude über das Leben und über das Geschlecht und darüber, selber ein Mensch zu sein; oh, unter der Stille schöne Eintracht mit jedem! Oh, in der Einsamkeit schöne Gemeinschaft mit allen! Denn es ist nicht so, daß der eine Mensch nicht dasselbe Wesentliche zur Aufgabe hat, wie der andere Mensch, so wenig wie das Äußere eines Menschen wesentlich verschieden ist von dem des anderen, sondern es ist so, daß jeder es ein wenig verschieden und auf seine Weise versteht. Und es ist nicht so wie in der Verwirrung, daß es verschiedene Wege gibt und verschiedene Wahrheiten und neue Wahrheiten, sondern es ist so, daß es viele Wege gibt, die zu der einen Wahrheit führen, und jeder geht den seinen. Daher die Eigentümlichkeit, wenn das Wesentliche das Eigentum des Einzelnen wird, und diese Eigentümlichkeit ist dadurch bedingt, daß man es tut, wodurch sie entdeckt wird. Sollte diese Rede trennend und streitsüchtig sein? Ganz ferne sei ihr, von jener Eigentümlichkeit zu sprechen, über die in der Welt gestritten wird, gleichwie über andere Gaben des Glücks; nein, jeder, der etwas Wesentliches besitzt dadurch, daß er es getan hat — er hat Eigentum und Eigentümlichkeit. Und so, um des Gegenstandes der Rede zu gedenken: jene Stille verstehen ist so viel wie still werden können. Und wo soll man es werden? Ja, hier ist der Ort dazu, aber doch nicht äußerlich

und geradezu, denn bringt man die Stille nicht mit, so nützt der Ort nichts. Also, da ist in einem gewissen Sinne kein Ort; oh, dieses: in einem gewissen Sinn, schafft es nicht schon Unruhe! Und wann braucht man diese Stille am meisten? Wenn man am stärksten bewegt ist. Ist dieser Gedanke nicht imstand, die Stille wegzujagen? Wo flieht man dann hin, um sich selber zu entfliehen? Ja, will man fliehen, so entflieht man gerade der Stille. So ist da nichts zu tun. Ja, will man gar nichts tun, so entflieht man wieder der Stille in die Stille des geistigen Todes. Oh, als ob das so leicht wäre, still werden zu können! Nun lockt eine Sicherheit, weil ja noch genug Zeit ist, nun eine Ungeduld, weil es zu spät ist, nun eine winkende Hoffnung, nun eine verweilende Erinnerung, nun ein stürmender Entschluß, nun ein Echo des Urteils der Welt, das spottend dich einholt, als gingest du auf dem Weg dieser Stille zur Wüste des Betrugs, wo der Einsame umkommt; nun ein Echo vom Selbstischen in dir, das stört durch Selbstbewunderung; nun ein Vergleich, der zerstreut; nun ein Überschlag, der zerstreut; nun ein wenig Vergeßlichkeit mit Hilfe von Gedankenlosigkeit; nun etwas Vorschuß mit Hilfe von Selbstzuversicht; nun eine abenteuerliche Vorstellung von Gottes Unendlichkeit; nun Verstimmtheit und Gedrücktheit dadurch, daß man dem Allwissenden anvertrauen soll, was Er doch weiß; nun ein leichtsinniger Sprung, der nichts nützt; nun ein schwermütiger Seufzer, der die Schwermut nährt; nun etwas Wehmut, die betäubt; nun eine Klarheit, die überrascht; nun eine Stille

durch Pläne und Gedanken und geträumte Vorsätze und Phantasiebilder anstatt durch Schuld und Rechenschaft und den Pakt des Vorsatzes mit der deutlichen Schuld und dem allwissenden Gott. Oh, als ob es so leicht wäre, stille zu werden! Ganz nahe dabei gewesen sein und doch nach einer Truggestalt gegriffen haben und wieder anfangen sollen — und also mit noch mehr Unruhe! Trost gefunden haben bei einem anderen und nun entdecken, daß es ein Selbstbetrug war, eine gefälschte Stille, und also wieder anfangen sollen mit noch mehr Unruhe! Gestört worden sein von der Welt, von einem Feind, von einem Freund, von einem falschen Lehrer, von einem Heuchler, einem Spötter, und nun entdecken, daß dies ein Selbstbetrug ist, die Schuld auf einen anderen schieben zu wollen, und also wieder anfangen sollen mit noch mehr Unruhe! Gestritten haben, aus äußersten Kräften wollen, und dann entdecken, daß man nichts vermag, daß man doch nicht selbst diese Stille sich geben kann, weil sie Gott gehört! Will einer sagen, daß dies der rechte Ausdruck sei, daß man es nicht kann, so sehe man wohl nach, ob es nicht die Schläfrigkeit ist, die hier redet. Wohl ist es nämlich wahr, ja selbst ein Apostel zeugt ja davon, aber ob dieses Zeugnis ein bloßer Einfall war, eine allgemeine Bemerkung in der Eile! oder war es nicht so schwer zu verstehen, dieses menschliche Nichtssein und sein Bewußtseinsleben darin zu haben, daß selbst er, der Bevollmächtigte, der für ewig Entschlossene nicht allein damit war, sondern einen Mithelfer brauchte, einen Engel Satans nämlich, der mit täglichen Erfahrungen und mit täg-

lichem Leiden ihm heraushalf aus dem Sinnesbetrug, daß er nicht seine Weisheit habe im auswendig Gelernten, seinen Frieden in allgemeinen Versicherungen, seine Zuversicht zu Gott in einer Redensart. Oder hatte jemand den Apostel dies gelehrt, so daß er es nachsagen konnte? Man hat wohl früher schon in der Welt gehört, daß der Weise einen Engel hatte, der ihn führte oder warnte; hätte Paulus davon geredet, so könnte das auswendig gelernt sein, aber daß der Weise einen Engel Satans braucht, das zu lernen hat gewiß lange Zeit gekostet.

Doch soll die Rede nicht trennend und streitsüchtig sein. Was Gott verlangt von einem jeden, das bleibt wohl am besten Gott überlassen. Und wenn der Arme oder der, welcher mühselig arbeitet um ein kümmerliches Auskommen für sich und die Seinen, und wenn der Dienende, dessen meiste Zeit einem anderen gehört, wenn diese, ach, wie es vielleicht ihnen selbst vorkommt, nur nach karger Gelegenheit die Anliegen der Seele bedenken können, wer möchte zweifeln, wer wäre frech und vermessen genug, anstatt Mitgefühl mit dieser Verschiedenheit des menschlichen Lebens zu haben, diese sogar in das Göttliche einführen zu wollen: wer dürfte leugnen, daß der Segen Überfluß ist, wie aller Segen Gottes! Aber, mein Zuhörer, wenn einer, ergriffen von jener vornehmen Krankheit, Ekel fände am Dasein, in geistiger Wichtigtuerei das Einfache verschmähte und Furcht hätte, daß da nicht Aufgaben genug bleiben sollten für seine vielen Gedanken, glaubst du da nicht, daß dies das Wun-

derbare der Wahrheit ist, daß der Einfältige sie versteht und doch der Weiseste sie nicht ganz ergründet, und nicht schläfrig und matt wird durch diesen Gedanken, sondern gerade begeistert. Oh, darin sind wir wieder einig, denn auch dieses wird verstanden in der Stille, wo jeder genug darüber zu denken bekommt, dadurch, daß er schuldig wird.

An einem Grab

So ist es denn vorbei! — Und wenn nun der, welcher hier zuerst hintrat ans Grab, weil er der Nächste ist, wenn er nach der Rede kurzem Augenblick am Grab der Letzte geblieben ist, ach, weil er der Nächste ist: so ist es vorbei. Ob er hier außen bliebe, er erfährt doch nicht, was der Tote sich vornimmt, denn der Tote ist ein stiller Mann; ob er bekümmert seinen Namen riefe, ob er sorgend sitzen wollte und lauschen, er erfährt doch nichts, denn im Grab ist Schweigen, und der Tote ist ein stiller Mann, und ob er erinnernd jeden Tag an das Grab ginge, der Tote erinnert sich nicht seiner — denn im Grabe ist keine Erinnerung, nicht einmal an Gott. Siehe, das wußte der Mann, von dem man nun sagen muß, daß er an nichts mehr sich erinnert, dem dies zu sagen es jetzt zu spät wäre. Aber wie er es wußte, so tat er auch danach, und darum erinnerte er sich Gottes, während er lebte. Sein Leben ging hin in ehrbarer Unbemerktheit, nicht viele wußten von seinem Dasein, nur Einzelne unter den wenigen kannten ihn. Er war ein Bürger dieser Stadt, strebsam in seinem bescheidenen Werk, verwirrte er niemand dadurch, daß er seine Pflichten gegen die Gemeinde versäumte, verwirrte niemand durch unzeitige Be-

kümmerung um das Ganze. So ging Jahr über Jahr hin, einförmig, doch nicht leer; er ward Mann, er ward alt, er ward betagt: die Arbeit blieb ein und dieselbe, ein und dieselbe Beschäftigung in den verschiedenen Lebensaltern. Er hinterläßt eine Frau, froh einst, als sie mit ihm sich vereinte, nun eine alte Frau, die den Verlorenen beweint, eine rechte Witwe, die verlassen ihre Hoffnung auf Gott setzt. Er hinterläßt einen Sohn, der ihn lieben lernte und zufrieden zu sein mit der Stellung und der Arbeit des Vaters; einmal froh als Kind im Hause des Vaters, fand er es als Jüngling niemals zu eng, nun ist es ihm ein Sorgenhaus. — Nach dem Tod eines solchen unbemerkten Mannes fragt man nicht weit, und wenn Einer in geraumer Zeit vorbeigeht an dem Haus, wo er in Niedrigkeit wohnte, und seinen Namen liest über der Türe, weil das bürgerliche Geschäft unter seinem Namen fortgesetzt wird, so ist es ja, als wäre er nicht gestorben. Wie er mild und in Frieden einschlief, so ist auch in seiner Umwelt sein Tod ein Fortgang in Stille. Brav als Bürger, redlich in seinem Erwerb, sparsam in seinem Haus, wohltätig nach Kräften, teilnehmend in Aufrichtigkeit, seinem Weibe treu, seinem Sohn ein Vater: sieh, all dies, und die Wahrheit, mit der das hier gesagt werden kann, spannt nicht die Erwartung auf einen bedeutungsvollen Ausgang, hier ist es das Unternehmen eines ganzen Lebens, für das ein ruhiger Tod der schöne Ausgang wurde. — Doch hatte er noch ein Werk; es wurde ausgeführt mit derselben Treue in der Einfalt des Herzens: er erinnerte sich Gottes.

Er war Mann, alt, er ward betagt, so starb er, aber die Erinnerung an Gott blieb dieselbe, eine Wegleitung in all seinem Vorhaben, eine stille Freude in der frommen Betrachtung. Ja, wäre da auch keiner, der ihn im Tode vermißte, ja, wäre er jetzt nicht bei Gott, so würde Gott ihn vermissen im Leben und seine Wohnung kennen und ihn dort suchen, denn der Verstorbene wandelte vor Seinem Antlitz und war besser gekannt von Ihm als von irgendeinem andern. Er erinnerte sich Gottes, und er ward tüchtig in seiner Arbeit, er erinnerte sich Gottes und ward froh in seiner Arbeit und froh im Leben, er erinnerte sich Gottes und er ward glücklich in seinem bescheidenen Heim mit seinen Lieben, er verwirrte keinen durch Gleichgültigkeit gegen einen öffentlichen Gottesdienst, er verwirrte keinen durch unziemlichen Eifer, aber das Haus Gottes ward ihm ein zweites Heim — nun ist er heimgekehrt.

Aber im Grabe ist keine Erinnerung — darum bleibt sie zurück, sie bleibt bei den beiden, die ihm lieb waren im Leben: sie werden sich seiner erinnern. Und wenn nun der, welcher hier zuerst hintrat ans Grab, weil er der Nächste ist, nach der Rede kurzem Augenblick am Grab der Letzte geblieben ist, weil er ja der Nächste ist, wenn er erinnernd von hier weggeht, so geht er heim zu der trauernden Witwe! und der Name über der Türe wird zu einer Erinnerung. So wird in einiger Zeit hie und da ein Kunde kommen, der zufällig oder mehr teilnehmend nach dem Manne fragt: und wenn er von seinem Tode hört, wird der Kunde sagen: so, er ist gestorben. Und wenn so alle

die alten Kunden das einmal getan haben, so hat das Leben der Umwelt kein Mittel mehr, um die Erinnerung an ihn zu bewahren. Aber die alte Witwe wird keine Mahnung brauchen, um zu erinnern, und der strebende Sohn wird keine Verzögerung darin finden, zu erinnern. Und wenn so keiner mehr nach ihm fragt, wird doch der Name über der Türe, wenn das Haus nicht sichtbar ein Sorgenhaus ist, wenn auch im Hause das Leid gemildert ist und das tägliche Entbehren mit dem Trost die Erinnerung eingeübt hat: so wird der Name über der Türe für die beiden bedeuten, daß auch sie ein Werk mehr zu tun haben: sich zu erinnern des Verstorbenen.

Nun ist die Rede zu Ende. Nur eine Handlung bleibt zurück: mit drei Spaten Erde den Toten zu weihen, wie alles, was von Erde gekommen ist, wieder zu Erde — und nun ist es vorbei.

*

Die Rede ohne Vollmacht kann nicht in solcher Weise Ernst machen, kein Toter wartet auf sie, damit alles vorbei sein kann. Aber deshalb kann einer doch auf die Rede achten. Denn der Tod selber hat seinen Ernst; das Ernste liegt nicht in der Begebenheit, nicht im Äußeren: daß nun wieder ein Mensch tot ist, so wenig wie der Unterschied des Ernstes darin liegt, daß es viele Wagen gab, ja so wenig wie jene milde Stimmung, die nur gut von den Toten reden will, Ernst ist oder auch nur im entferntesten jenen zufrieden stellen könnte, der ernstlich seinen eigenen Tod bedenkt. Der Tod gerade kann lehren, daß der

Ernst im Inneren liegt, im Gedanken, kann lehren, daß es nur ein Sinnesbetrug ist, wenn leichtsinnig oder schwermütig auf das Äußere gesehen wird, oder wenn der Betrachter tiefsinnig über dem Gedanken des Todes an seinen eigenen Tod zu denken und ihn zu bedenken vergißt. Will man recht einen Gegenstand für den Ernst nennen, dann nennt man den Tod, und „des Todes ernsten Gedanken"; und doch ist es, als läge hier ein Scherz zugrunde für den Tod, und dieser Scherz, verschieden in Stimmung und Ausdruck ist das Wesentliche bei jeder Betrachtung des Todes, wo der Betrachter nicht selbst unter vier Augen mit dem Tode bleibt und sich selbst zusammendenkt mit ihm. Ein Heide hat gesagt, daß man den Tod nicht fürchten solle, „denn wenn er ist, bin ich nicht, und wenn ich bin, ist er nicht." Das ist ein Scherz, mit dem der listige Betrachter sich außerhalb stellt; aber selbst wenn der Betrachter die Bilder des Grauens gebrauchte, um den Tod zu schildern, und eine kranke Einbildung erschreckte, das ist doch nur Scherz, wenn er bloß den Tod denkt, nicht sich selbst im Tode, wenn er ihn denkt als das Los des Geschlechts, aber nicht als das seine. Der Scherz ist, daß jene unerbittliche Macht gleichsam nicht Hand anlegen kann an ihre Beute; daß ein Widerspruch bleibt; daß der Tod gleichsam sich selber zum Narren hält. Denn die Sorge, wenn einer mit ihr den Tod vergleichen will und wenn er sie einen Bogenschützen nennen will, wie der Tod einer ist: die Sorge trifft nicht fehl, denn sie trifft den Lebenden, und wenn sie ihn getroffen hat, dann erst beginnt

die Sorge: aber wenn des Todes Pfeil getroffen hat, dann ist es vorbei. Und die Krankheit, wenn einer mit ihr den Tod vergleichen will und wenn er sie eine Schlinge nennen will, wie der Tod eine Schlinge ist, in der das Leben sich fängt: die Krankheit fängt wirklich, und wenn sie den Gesunden gefangen hat, dann beginnt die Krankheit: aber wenn der Tod die Schlinge zusammenzieht, so hat er ja nichts gefangen, denn dann ist es vorbei. Doch hier liegt der Ernst, und hierin ist der Ernst des Todes verschieden von dem des Lebens, der so leicht einer Menschen sich selber betrügen läßt. Denn wenn einer seinen Gang geht, gebeugt in Unglück, in Leiden, in Krankheit, in Verkennung, in Dürftigkeit, mit kümmerlichen Aussichten, da schließt er fehl, wenn er geradeswegs schließt, daß er ernst sei; denn Ernst ist nicht die einfache Wiederholung, sondern die veredelte —, hier ist er wieder das Innere und der Gedanke und die Aneignung. Oder wenn einer geschäftig ist in weitläufigen Unternehmungen, vielleicht über Viele zu gebieten hat, vielleicht viele Bücher schreibt, vielleicht hohe Stellungen bekleidet, wenn einer vielleicht viele Kinder hat, oder oft mit dabei sein muß in Lebensgefahr, oder den ernsten Beruf hat, Leichen einzukleiden, so schließt er fehl, wenn er daraus ohne weiteres schließt, daß er ernst sei, denn der Ernst ist im Eindruck, der Ernst gehört dem inneren Menschen, nicht dem Beruf. Der Tod dagegen ist nicht in jenem Sinn eine Wirklichkeit, und wenn man erst tot ist, ist es zu spät mit dem Ernstwerden; und wenn man einen sanften Tod fände, was eine ernstere Zeit

als das größte Unglück betrachtete, weshalb auch das alte Gebet davon spricht, was aber eine neuere Zeit für das größte Glück ansieht —, so wäre einem ja geholfen. Des Lebens Ernst ist ernst, und doch gibt es ohne die Veredelung der Bewußtheit keinen Ernst des Äußeren, hier liegt die Möglichkeit der Täuschung; der Ernst des Todes ist ohne Betrug, denn es ist nicht der Tod, der ernst ist, sondern der Gedanke an den Tod.

Wenn einer deshalb den Gedanken festhalten will und nicht auf andere Weise sich um die Betrachtung kümmert als indem er an sich selber denkt, so soll auch die unmündige Rede durch ihn eine ernste Sache werden. Sich selbst tot denken ist der Ernst; Zeuge sein bei eines andern Tod ist Stimmung. Es ist der leichte Anstrich von Wehmut, wenn der Vorübergehende ein Vater ist, der sein Kind zum letzten Male trägt, da er es zum Grabe trägt; oder wenn der ärmliche Leichenwagen vorüberfährt, und man nichts weiß vom Toten, nur daß er ein Mensch war; es ist Wehmut, wenn Jugend und Gesundheit des Todes Beute werden, wenn viele Jahre danach das Bild der Schönheit auf der verfallenen Erinnerungstafel steht über dem Grab, umwachsen von Unkraut; es ist Ernst in der Stimmung, wenn der Tod hineingriff in die eiteln Geschäfte und nach dem Toren griff, angetan mit dem eitelsten Prunk, nach dem Toren in seinem eitelsten Augenblick; es ist der Seufzer über des Lebens Spott, wenn der Tote das gewisse Versprechen gegeben hatte und ohne Schuld zum Betrüger ward, weil er bloß vergessen hatte, daß der Tod das einzige Gewisse ist; es

ist Sehnsucht nach dem Ewigen, wenn der Tod nahm und wieder nahm und nun den letzten Ausgezeichneten nahm, den du kanntest; es ist einer Seelenkrankheit Fieberhitze oder ihr kalter Brand, wenn einer so vertraulich ward mit dem Tod und mit dem Verlust der Nächsten, daß das Leben ihm den Geist verzehrte; es ist das reine Leid, wenn der Tote dir gehörte; es sind der unsterblichen Hoffnung Geburtswehen, wenn es deine Geliebte war; es ist des Ernstes erschütternder Durchbruch, wenn es dein einziger Führer war und die Einsamkeit dich packte: aber, ob es dein Kind war, ob deine Geliebte, und ob es dein einziger Führer war, es ist doch Stimmung; und ob du gerne selbst in den Tod gehen wolltest für sie, auch das ist Stimmung; und ob du meinst, daß das leichter sei, siehe, auch das ist Stimmung. Der Ernst ist, daß einer den Tod denkt, ihn als sein eigenes Los denkt, und daß er so fertig bringt, was ja der Tod nicht vermag: daß er ist und der Tod auch ist. Denn der Tod ist der Lehrmeister des Ernstes, und daran erkennt man seine ernste Unterweisung, daß er es dem Einzelnen überläßt, sich selber aufzusuchen, um eben dann den Ernst zu lernen, wie er nur gelernt wird im Menschen selbst. Der Tod tut sein Geschäft im Leben, er läuft nicht herum wie in der Vorstellung des Furchtsamen und wetzt die Sense und schreckt Weiber und Kinder, als wäre dies Ernst. Nein, er sagt: Ich bin da, will einer von mir lernen, so komme er zu mir. Nur so beschäftigt der Tod im Ernst, im übrigen nur in Stimmung durch sinnreiche Gedanken, durch seinen Tiefsinn, oder im Scherz in aufge-

räumten Einfällen, oder niederbeugend mit tiefem Leid, das doch in seinem leidendsten Ausdruck nicht Ernst ist, denn der Ernst würde gerade lehren, Maß zu halten mit Sorgen und Klagen.

Ein Dichter erzählt von einem Jüngling, der in der Nacht der Jahreswende im Traume als Greis zurücksah auf sein verspieltes Leben; bis er in Angst erwachte am Neujahrsmorgen, nicht bloß zu einem neuen Jahr, sondern zu einem neuen Leben: so wachend den Tod denken, denken, was ja entscheidender ist, als das Greisenalter, das doch auch seine Zeit hat, denken: es war vorbei, daß alles verloren ist mit dem Leben, um nun im Leben alles zu gewinnen — das ist Ernst. Es war ein Kaiser, der unter Beobachtung aller äußeren Gebräuche sein Begräbnis feiern ließ. Was er tat, war vielleicht nur Ausfluß einer Stimmung, aber Zeuge sein seines eigenen Todes, Zeuge, wie der Sarg geschlossen wird, Zeuge, wie alles, was weltlich und irdisch den Sinn füllt, aufhört im Tode: das ist Ernst. Zu sterben ist ja jedes Menschen Los und so eine gar geringe Kunst, aber gut sterben können ist doch die höchste Lebensweisheit. Worin liegt der Unterschied? Darin, daß in dem einen Fall der Ernst der des Todes ist, in dem andern der des Sterbenden. Und die Rede, die den Unterschied macht, kann sich ja nicht an den Toten wenden, sondern nur an den Lebenden.

So soll die Rede handeln von der

Entscheidung des Todes.

Und darin sind wir einig, daß eine fromme Rede niemals zwiespältig sein darf oder uneins mit anderem, als mit dem, was gottlos ist. Wenn also der Arme, der Dienende, der des seltenen Feiertags wenige Stunden sparsam anwenden muß, hinausgeht zu einem Grab, um sich eines Verstorbenen zu erinnern und nun auch seinen eigenen Tod zu bedenken, wenn ein solcher sich helfen muß nach karger Gelegenheit, so daß der Gang hinaus zugleich ein Lebensgenuß wird; daß der Aufenthalt draußen zugleich eine fröhliche und wohltuende Zerstreuung ist nach der vielen Tage Mühe, so daß die Zeit draußen hingeht mit der Freude über die Freiheit und über die Umgebung, als suchte er in einer schönen Gegend Erfrischung, als wäre der Gang bloß zur Lust und zu vereinter Freude — da sind wir einig, daß ein solcher Mensch in seiner Einfalt die Gegensätze schön vereint (was nach der Weisen Wort die höchste Schwierigkeit ist), daß sein Erinnern dem Verstorbenen teuer ist, mit Freude angenommen im Himmel, und daß sein Ernst gleich preisenswert ist, Gott ebenso wohlgefällig, ihm selbst ebenso dienlich wie der Ernst dessen, der mit seltenen Gaben Tag und Nacht anwandte, um des Todes ernsten Gedanken einzuüben in seinem Leben, so daß er nun innehielt und wieder innehielt, um eitlem Tun zu entsagen, nun angefeuert ward und wieder angefeuert, zu eilen auf dem Weg des Guten, nun sich der Schwatzhaftigkeit und der Betriebsamkeit im Leben entwöhnte, um Weisheit in Stille zu lernen, nun lernte, nicht zu schaudern vor Gespenstern und menschlichen Erfindungen, sondern vor der Ver-

antwortung des Todes, nun, nicht die zu fürchten, die den Leib totschlagen, sondern sich zu fürchten vor sich selbst und davor, sein Leben zu haben in der Eitelkeit, im Augenblick, in der Einbildung. Wir wollen ihn preisen, daß er herrlich die ihm vergönnten Gaben gebrauchte; wenn er dagegen von dem täglichen, herrlichen Tun sich einen Feiertag machte, um mit Lust den Gedanken zu genießen, daß er besser sei, als der Einfältige, der weder solche Zeit noch solche Gabe hatte, Gott wohlgefälliger, als täte Gott eitel Unrecht und weigerte dem Einen Zeit und Talent, also des Glückes Gabe, als machte er dann wieder, wie Menschen zuweilen in Gedankenlosigkeit grausam handeln, den Mangel zu einer Schuld: ach, welcher Unterschied zwischen seinem seltenen Feiertag und dem des Einfältigen, wenn jener alles verspielt, und der Einfältige alles gewinnt! Nein, aller Vergleich ist doch nur Spaß, und ein eitler Vergleich ein sorgenvoller Spaß. Hätte auch jener Begünstigte lange Zeit, der Ernst und der Tod würden ihn doch lehren, daß er keine zu verspielen habe, noch weniger, alles zu verspielen. Sollte dagegen einer hurtig fertig geworden sein auch mit dem Gedanken des Todes, wie mit allen andern Gedanken, und vornehm vielleicht sich sorgen, daß in diesem armseligen und einförmigen Leben nicht genug zu denken übrig bleibe für einen solchen hurtigen Denker, da sind wir einig, daß dies das Eigentümliche ist bei jedem Gegenstand, wenn er es für eine fromme Betrachtung wird, daß dem Einfältigen sofort zum richtigen Verständnis verholfen wird, und daß der meist Begabte freudig

ein ganzes Leben anwendet, wenn er auch gesteht, daß er weder alles ganz verstanden, noch ganz in Vollkommenheit den Gedanken eingeübt habe in seinem Leben. Denn der, welcher ohne Gott ist in der Welt, er wird wohl rasch seiner selbst überdrüssig und drückt dies vornehm so aus, daß er des ganzen Lebens überdrüssig sei, aber wer in Einigkeit ist mit Gott, er lebt ja zusammen mit Dem, dessen Gegenwart selbst dem Unbedeutendsten unendliche Bedeutung gibt.

Über die Entscheidung des Todes muß nun zuerst gesagt werden, daß sie entscheidend ist. Die Wiederholung des Wortes ist das Bezeichnende und die Wiederholung selbst erinnert daran, wie wortknapp der Tod ist. Es gibt manche andere Entscheidung im Leben, aber nur eine so entscheidende, wie die des Todes. Denn alle Kräfte des Lebens vermögen nicht der Zeit Widerstand zu leisten, sie reißt sie mit sich, selbst die Erinnerung ist in der Zeit. Und der Lebende hat es nicht in seiner Macht, die Zeit aufzuhalten, Ruhe zu finden außerhalb der Zeit in einem vollkommenen Abschluß, im Abschluß der Freude, als gäbe es kein Morgen, im Abschluß des Leids, als könnte es nicht um einen Tropfen noch bitterer werden, im Abschluß der Betrachtung, als wäre die Meinung ganz aus und nicht die Betrachtung wieder ein Teil der Meinung, im Abschluß der Rechenschaft, als zöge der Augenblick der Rechenschaft sich nicht auch seine Verantwortung zu. Der Tod dagegen hat diese Macht; er pfuscht nicht drauflos, als bliebe doch noch ein wenig übrig, er jagt nicht nach der Entscheidung, wie der Lebende es

tut, er macht Ernst damit. Wenn er kommt, heißt es: bis hierher, nicht einen Schritt weiter; dann ist abgeschlossen, nicht ein Buchstabe wird hinzugefügt; so ist die Meinung aus, nicht ein Laut mehr soll gehört werden — so ist es vorbei. Ist es unmöglich, all die unzähligen Aussagen der Lebenden über das Leben in einer einzigen zu einen, alle die Toten einigen sich in einer Aussage, in einer einzigen für den Lebenden: steh stille. Ist es unmöglich, all die unzähligen Aussagen der Lebenden über ihres Lebens Streben in einer einzigen zu einen, alle die Toten einigen sich in einer, in einer einzigen: jetzt ist's vorbei.

Das vermag der Tod. Er ist auch nicht ein unerfahrener Jüngling, der die Sense nicht zu gebrauchen versteht, daß einer ihn verblüffen könnte. Hab' einer welche Vorstellung er will, eine eingebildete oder eine wahre, von seinem Leben, von seiner Wichtigkeit für alle, von seiner Wichtigkeit für sich selber: der Tod hat keine Vorstellung davon und achtet nicht auf solche Vorstellungen. Sollte einer müde sein der Wiederholung, dann wohl der Tod, der alles gesehen hat und wieder und wieder dasselbe. Selbst den in Jahrhunderten seltenen Tod hat er viele Male gesehen, dagegen hat niemals ein Sterbender den Tod die Farbe wechseln sehen, ihn erschüttert gesehen beim Anblick, die Sense zittern sehen in seiner Hand, die Spur einer Mienenveränderung bemerkt in seinem ruhigen Antlitz. Und der Tod ist auch nicht ein alter Mann geworden, der geschwächt vom Alter unsicher schwankte, der nicht genau weiß, wieviel die Uhr geschlagen hat, oder mitleidig ward aus Schwachheit.

Oh, wenn einer sich rühmen darf, unverändert zu sein, dann wohl der Tod: er wird nicht bleicher und nicht älter.

Doch soll die Rede ja nicht den Tod lobpreisen, so wenig wie sie die Phantasie in Bewegung setzen soll. Daß der Tod es abmachen kann, ist gewiß, aber die Aufforderung des Ernstes an den Lebenden ist, es zu denken, zu denken, daß es vorbei ist, daß eine Zeit kommt, da es vorbei ist. Das ist schwierig; denn selbst im Augenblick des Todes scheint es wohl dem Sterbenden, daß er noch einige Zeit zu leben haben könnte, und man fürchtet sogar, ihm zu sagen, daß es vorbei ist. Und nun der Lebende! Solange er vielleicht in Gesundheit lebt, in Jugend, in Glück, in Macht — gesichert also, ja, gut gesichert, wenn er sich nicht einschließen will mit dem Gedanken des Todes, der ihm erklärt, daß diese Sicherheit Betrug ist. Es gibt einen Trost, einen falschen Schmeichler, einen heuchlerischen Betrüger, der heißt: Aufschub. Aber er wird selten bei seinem rechten Namen genannt, denn selbst wenn man ihn nennen will, schleicht er sich noch ein in das Wort, und das Wort wird ein wenig milder, und der gemilderte Name ist ja auch ein Aufschub. Jedoch ist keiner, der so den Ekel lehren kann vor dem Schmeichler und den Betrüger zu durchschauen vermag wie des Todes ernster Gedanke. Denn Tod und Aufschub vertragen sich nicht; sie sind Todfeinde, aber der Ernste weiß, daß der Tod der Stärkere ist.

So ist es vorbei. Ob es das Kind war mit der Forderung auf das ganze Leben, ob es vor sich hinweinte — jetzt ist's vorbei, nicht ein Augenblick wird zugestanden. Ob es der Jüngling war

mit seinen schönen Hoffnungen, ob er für sich bat bloß um die Erfüllung einer einzigen — jetzt ist's vorbei, nicht ein Heller für seine Forderung ans Leben wird bezahlt. Ob ein Weniges mangelte an des Mannes ruhmreichem Werk, und ob es einer Welt Wunderwerk war, und ob die ganze Menschheit es mißverstehen würde, weil der Schluß fehlte — jetzt ist's vorbei, die Arbeit nicht vollendet. Ob es ein einziges Wort war, das ihm ein Leben bedeutet hatte, ob er ein ganzes Leben geben wollte, um es sagen zu dürfen —, jetzt ist's vorbei, das Wort blieb ungesagt.

So ist es mit der Entscheidung des Todes vorbei, es ist Ruhe; nichts, nichts stört den Toten; ob jenes kleine Wort, ob jener mangelnde Augenblick den Todeskampf unruhig machten, es stört den Toten nicht mehr; ob die Verschweigung jenes kleinen Wortes vieler Lebenden Leben störte, ob jenes rätselvolle Werk wieder und wieder den Forscher beschäftigte: den Toten stört es nicht. So ist die Entscheidung des Todes wie eine Nacht, die Nacht, die kommt, da man nicht arbeiten kann; und so hat man den Tod eine Nacht genannt, und die Vorstellung noch milder gemacht, indem man ihn einen Schlaf nannte. Und es soll ja Ruhe geben dem Lebenden, wenn er schlaflos vergebens den Schlaf sucht auf dem Nachtlager, wenn er sich selber fliehend vergebens ein Versteck sucht, wo das Bewußtsein ihn nicht entdeckt, wenn der Geplagte müde an Leib und Seele vergebens eine Stellung sucht, die Linderung gibt, da er nicht stille stehen kann vor der Unrast des Schmerzes und

nicht gehen vor Müdigkeit: es soll Ruhe geben, zu denken, daß es doch eine Stellung gibt, in welcher der Angestrengte die Ruhe findet, ein Lager, wo er stille ruht, einen Schlaf, der ihn nicht flieht, ein Versteck, wo das Bewußtsein draußen steht, wo selbst die Erinnerung draußen bleibt wie ein Windhauch in den Zweigen, einen Teppich, den der stille Mann nicht abwirft, unter dem er ruhig schläft! Es soll Ruhe geben, wenn einer in der Jugend schon müde geworden ist und nur mit der Schwermut umgeht, zu bedenken, daß er im Schoß der Erde ruhig und geborgen liegt; es soll Ruhe geben, diesen Trost zu bedenken und ihn so zu denken, daß der Ewige schließlich allein der Unglücklichste wird, der wie eine Wiegenfrau nicht schlafen darf, während alle wir andern doch einschlummern dürfen!

Indessen, das ist Stimmung, und den Tod so denken ist nicht Ernst. Es ist die Ausflucht der Schwermut, sich aus dem Leben nach dem Tode zu sehnen, und es ist Aufruhr, ihn nicht fürchten zu wollen; es ist die Schlauheit der Schwermut, nicht verstehen zu wollen, daß es anderes zu fürchten gibt als das Leben, und daß deshalb eine andere Weisheit gefunden werden muß, die trösten soll, als der Schlaf des Todes. Gewiß: ist es Schwachheit, den Tod zu fürchten — dann ist es ein aufgeschminkter Mut, der sich einbildet, den Tod nicht zu fürchten, wenn doch derselbe Mensch das Leben fürchtet; es ist die Schwachheit, die zu Bett will, der weibische Trost, einzuschlafen, weibisch durch den Schlaf dem Leiden entgehen zu wollen.

Ja, gewiß ist der Tod ein Schlaf, und so wollen wir von jedem sagen, der im Tode ruht, daß er schlafe, wir wollen sagen, daß eine stille Nacht über ihm schatte, und daß nichts ihren Frieden störe. Aber ist denn kein Unterschied zwischen Leben und Tod; und der Lebende, der seinen eigenen Tod bedenkt, er betrachte es anders. Wenn du selber es wärest, und du der Lebende, der es sähe! Wer im Tode schläft, dessen Wange rötet sich nicht, wie die des Kindes im Schlafe; er sammelt nicht neue Kraft, wie der Mann, der gestärkt wird, der Traum besucht ihn nicht freundlich, wie er den Greis besucht im Schlafe! Wenn einer im Leben einen Fall sieht, der dem Tode gleicht, was tut er dann? Er ruft den Ohnmächtigen an, weil ihm graut vor diesem Zustand, wenn der Lebende aussieht wie ein Toter. Ist es denn ein Trost, daß einer den Toten deshalb nicht anruft, weil es doch nichts helfen kann? Aber du bist ja nicht tot, und will die Schwermut dich stärken mit Ohnmacht, die den einzigen Trost im Todesschlafe findet: dann rufe, dann schreie dich an, tu für dich selbst, was du für jeden andern tun würdest, und suche nicht betrügerischen Trost im Wunsche, daß es vorbei sein möge! Es habe einer, welche er will, eine eingebildete oder wahre Vorstellung von der Merkwürdigkeit seiner Leiden: ach, wenn einer müde sein müßte, müde der Wiederholung der Klageschreie, dann wohl der Tod; selbst den in Jahrhunderten durch sein Leiden seltenen Unglücklichen, selbst dessen Klageschrei hat der Tod viele Male gehört, aber keiner, keiner hat davon vernommen, daß er den Tod bewogen habe,

rascher zu kommen! Und wenn sein Schrei ihn bewegen könnte — ist es denn wirklich seine Meinung, oder ist es nicht eher der Widerspruch, daß er doch nicht kommt, weil er ruft, der des Trotzes Selbstgefühl stärkt; der Widerspruch, der dem Furchtsamen hilft, das Spiel des Mutes mit dem Schrecklichen zu spielen — wenn sein Schrei und seine Sehnsucht den Tod bewegten, ob ein Mensch da nicht sich selber betrog, wenn wir auch einen Augenblick die Verantwortung vergessen wollen, die allzeit bleibt? Was verschaffte die Linderung, war es dies, daß es vorbei war, oder nicht vielmehr die Vorstellung davon, die ja noch in der Macht der Schwermut, also in der Macht des Lebenden war — eine Zerstreuung, eine Spielerei! Wer in den Tod schläft, der rührt sich nicht, und wenn auch des Sarges Kleid nicht knapp um ihn sich schlösse — er rührt sich doch nicht; er wird zu Staub. Und der Gedanke daran, daß es vorbei ist, der in der vorwitzigen Vorstellung schwermütig der trotzigen Ohnmacht Erquickung brachte, oder tändelnd in Wehmut linderte, der ist ja bei dem Toten gar nicht. Er hat also keine Freude daran, daß es vorbei ist: warum wünschte er es dann so sehr? Welch ein Widerspruch! Also sag einer, daß es ein großer Trost sei, in der Erde zu verfaulen! Aber weiß einer anderes vom Tode, dann weiß er auch anderes zu fürchten als das Leben.

Der Ernst versteht nun dasselbe vom Tod, aber er versteht es anders. Er versteht, daß es vorbei ist. Ob dieses sich, gemildert in Stimmung, so ausdrücken läßt, daß der Tod eine

Nacht sei, ein Schlaf, beschäftigt ihn minder. Der Ernst verspielt nicht viel Zeit mit Rätselraten, er sitzt nicht in Betrachtungen versunken, er umschreibt nicht die Ausdrücke, er bedenkt nicht das Sinnreiche der Bildersprache, er macht keine Abhandlung, sondern er handelt. Ist es gewiß, daß der Tod da ist, wie er ist; ist es gewiß, daß es mit seiner Entscheidung vorbei ist; ist es gewiß, daß der Tod selbst sich niemals darauf einläßt, eine Erklärung zu geben: nun wohl, da gilt es, sich selber zu verstehen, und des Ernstes Verständnis ist, daß, ist der Tod die Nacht, so ist das Leben der Tag, kann nicht gearbeitet werden in der Nacht, so kann man arbeiten am Tag; und des Ernstes kurzer aber anfeuernder Ruf, gleich dem kurzen des Todes, ist: heute noch. Denn der Tod im Ernst gibt Lebenskraft, wie nichts anderes, er macht wachsam, wie nichts anderes. Auf den sinnlichen Menschen wirkt der Tod so, daß er sagt: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot; aber das ist der Sinnlichkeit feige Lebenslust, jene verächtliche Ordnung der Dinge, wo man lebt, um zu essen und zu trinken, nicht ißt und trinkt, um zu leben. Im tieferen Menschen wirkt die Vorstellung des Todes vielleicht die Ohnmacht, so daß er gebrochen in Schwermut ermattet; aber der Ernste gibt dem Gedanken des Todes die rechte Fahrt im Leben und das rechte Ziel, nach dem er die Fahrt richtet. Und keine Bogensehne kann so gespannt werden und vermag dem Pfeile solche Schnelle zu geben, wie der Gedanke des Todes den Lebenden vorwärtszuschnellen vermag, wenn der Ernst ihn anspannt. Da ergreift der Ernst

das Gegenwärtige noch heute, verschmäht keine Aufgabe als zu gering, läßt sich keine Zeit entwinden als zu kurz, arbeitet aus äußersten Kräften, wenn er auch noch so willig ist, über sich selbst zu lächeln, wenn seine Anstrengung Verdienst vor Gott sein sollte, und willig in Ohnmacht zu verstehen, daß ein Mensch nichts ist, und daß der, welcher aus äußersten Kräften arbeitet, nur um so mehr Gelegenheit bekommt, über Gott zu staunen. Die Zeit ist ja auch ein Gut. Vermöchte ein Mensch in der äußeren Welt eine Teuerung zu bewirken, ja, da hätte er es geschäftig; denn der Kaufmann sagt ja richtig, daß wohl die Ware ihren Preis hat, aber der Preis hängt doch so sehr von den vorteilhaften Zeitverhältnissen ab — und wenn nun eine Teuerung ist, so verdient der Kaufmann. In der äußeren Welt vermag ein Mensch dies nun vielleicht nicht, aber in der Welt des Geistes vermag es jeder. Der Tod bewirkt ja selbst Teuerung der Zeit im Verhältnis zum Sterblichen; wer hat nicht gehört, wie ein Tag, zuweilen eine Stunde, hinaufgeschraubt wurde im Preis, wenn der Sterbende mit dem Tode feilschte; wer hat nicht gehört, wie ein Tag, zuweilen eine Stunde, unendlichen Wert bekam, weil der Tod die Zeit kostbar machte! Das vermag der Tod, aber der Ernste vermag mit dem Gedanken des Todes Teuerung zu bewirken, so daß das Jahr und der Tag unendlichen Wert bekommen — und wenn teuere Zeit ist, dann verdient ja der Kaufmann, indem er die Zeit gebraucht. Wenn aber die bürgerliche Sicherheit in Gefahr ist, so hebt der Kaufmann den Gewinst nicht gleichgültig auf, sondern er

wacht über seinem Schatz, daß Diebeshand nicht einbrechen und ihn ihm nehmen soll: ach, der Tod ist ja wie ein Dieb in der Nacht.

Und wenn der Gedanke des Todes einen Menschen besucht und ihn nicht wirken läßt, wenn er sich einlistet und die Lebenskraft betört in schwärmerischem Traum; wenn des Todes Mißmut ihm das Leben zur Eitelkeit machen will; wenn jene Verführerin, die Wehmut, ihn umschließt; wenn die Vorstellung, als sei alles vorbei, ihn betäuben will im Schlafe der Schwermut, wenn er hinsieht in der Geistesabwesenheit Spiel mit dem Sinnbild des Todes: da gebe er nicht dem Tod die Schuld, denn all dies ist ja nicht der Tod. Aber er sage zu sich selber: meine Seele ist in gefahrvoller Stimmung, und bleibt das so, dann ist eine Feindschaft in ihr gegen mich, welche die Übermacht erlangen kann. Da fliehe er nicht den Tod, als bestände darin die Heilung. Weit gefehlt. Er sage: ich will des Todes ernsten Gedanken rufen. Und der hilft ihm. Denn der Ernst des Todes hat dazu geholfen, eine letzte Stunde unendlich bedeutungsvoll zu machen wie in Zeiten der Teuerung; wachsam, als langten Diebeshände nach ihm. So lasse man den Tod seine Macht behalten, „daß es vorbei ist", aber das Leben auch sein Recht, zu arbeiten, während es Tag ist. Der Wankelmütige ist bloß ein Zeuge des beständigen Grenzstreites zwischen Leben und Tod, sein Leben nur die Angabe des Zweifels über die Verhältnisse, seines Lebens Ausgang eine Täuschung, aber der Ernste hat Freundschaft geschlossen mit den streitenden Mächten, und

sein Leben hat in des Todes ernstem Gedanken den treuesten Verbündeten. Gilt auch für alle Toten diese Gleichheit, daß es jetzt vorbei ist, ein Unterschied ist doch, und er schreit zum Himmel, dieser Unterschied, der Unterschied nämlich: was für ein Leben es war, das nun mit dem Tode vorbei ist. So ist es also doch nicht vorbei; und trotz aller Schrecken des Todes, nein, unterstützt von des Todes ernstem Gedanken sagt der Ernste: es ist nicht vorbei. Aber versucht ihn diese lichte Aussicht, späht er danach wieder bloß im Dämmerlicht der Betrachtung, entfernt sie ihn von der Aufgabe, wird die Zeit nicht Zeit der Teuerung, dünkt ihm der Besitz sicher; da ist er wieder nicht ernst. Sagt der Tod: vielleicht heute noch; so sagt der Ernst: das sei nun vielleicht noch heute oder nicht, ich sage: heute noch. —

Von der Entscheidung des Todes muß weiter gesagt werden, daß sie unbestimmbar ist. Hiermit ist nichts gesagt, aber so muß es auch sein, wenn die Rede um ein Rätsel geht. Wohl macht der Tod nämlich alle gleich, aber wenn er eine Gleichheit im Nichts ist, in der Vernichtung, so ist ja die Gleichheit selbst unbestimmbar. Soll man deutlicher reden von dieser Gleichheit, so kann es nur geschehen, indem man die Verschiedenheiten des Lebens aufzählt und diese in der Gleichheit des Todes negiert. Hier, im Grabe, sind das Kind und der eine Welt umschuf, gleich unwirksam; hier ist der Reiche so arm wie der Arme, die Armut bettelt nicht, der Reiche hat nichts abzugeben, der Genügsamste und der Unmäßigste brauchen gleich wenig;

hier hört man nicht des Herrschers Stimme, und nicht der Unterdrückten Schrei; hier sind der Übermütige und der Gekränkte gleich ohnmächtig; hier liegen sie Grab an Grab und dulden einander, die die Feindschaft trennte durch eine Welt; hier liegt der Schöne und hier der Elende, aber die Schönheit trennt sie nicht; hier liegen sie beide, der nach dem Tode spähte wie nach einem verborgenen Schatz, und der vergessen hatte, daß der Tod da ist, aber der Unterschied ist nicht zu entdecken.

So ist die Entscheidung des Todes durch ihre Gleichheit wie der leere Raum und wie eine Stille, in der kein Laut tönt, oder milder: wie eine Stille, die nichts stört. Und in diesem stillen Reiche herrscht der Tod. Wiewohl einer gegen alle die Lebenden, ist er doch mächtig, sie sich zu unterwerfen und Stille zu gebieten. Hab einer welche Vorstellung er will von seinem Leben, ja selbst von seiner Bedeutung für die Ewigkeit, er redet sich nicht los vom Tode, er macht nicht den Übergang zum Ewigen in der Rede Lauf und im selben Atemzug: sie haben alle erst schweigen gemußt. Und vereinte sich auch Geschlecht mit Geschlecht zu gemeinsamer Tat, und vergäße der Einzelne sich selbst und fände sich so sicher im Versteck der Menge: siehe, der Tod nimmt jeden für sich — und er wird still. Wäre auch des Lebenden Verschiedenheit so groß, wie einer sie denken mag, der Tod macht ihn gleich mit dem, der unkenntlich war durch seine Verschiedenheit. Denn der Spiegel des Lebens gibt wohl zuweilen dem Eitlen mit schmeichelnder Treue seine Verschiedenheit wider, aber des Todes Spiegel schmeichelt nicht, seine Treue

zeigt alle eins, sie gleichen einander alle, wenn der Tod mit seinem Spiegel geprüft hat, ob der Tote schweigt.

So ist die Entscheidung des Todes unbestimmbar in Gleichheit, denn die Gleichheit ist in der Vernichtung. Und daran denken soll Ruhe geben dem Lebenden. Wenn der Geist, müde der Unterschiede, die dauern und dauern und niemals aufhören, stolz sich zurückzieht in sich selbst und Groll anhäuft im Trotz der Ohnmacht, daß er der Lebenskraft der Unterschiede nicht Einhalt zu tun vermag: da soll es Ruhe geben zu bedenken, daß der Tod diese Macht hat; da soll diese Vorstellung jener Vernichtung Begeisterung anschüren zu einer Glut, in der das Leben sich steigern will. — Wenn der Elende seufzt in seinem Winkel, weil das Leben ihm unrecht tat, wie eine Stiefmutter; wenn er mißgestaltet nicht einmal wagen darf sich zu zeigen, weil selbst der beste Mensch unwillkürlich lächelt über seinen qualvollen, ach, und doch lächerlichen Jammer; wenn er abgesondert und abgeschlossen nicht liebt, weil keiner bei ihm das Gleiche findet, das er selbst vergebens bei andern sucht: da soll es des verborgenen Harmes Brand lindern wie kühler Schnee, zu bedenken, daß der Tod alle gleich macht. — Wenn der Gekränkte sich windet unter dem Unrecht des Mächtigen, und der Haß in Ohnmacht an der Rache verzweifelt: da soll es der willkommene Trost sein, der nächstens die Lust des Lebens wieder herbeiruft, daß der Tod sie alle gleich macht. — Wenn der durch Wünsche Verzärtelte unwirksam sitzt und mit des Wunsches hohen Vorstellungen von ihm selber spielt, aber nur

andere streben und das Große erreichen sieht; wenn der Ungeduld Leidenschaft den Atem des Verzärtelten schwer macht: da soll es lindern, soll wieder Luft geben, zu bedenken, daß der Tod einen Strich macht durch das Ganze und alle gleich macht. — Wenn der Verlierende wohl verstand, daß der Streit nun vorbei sei und er der Schwächere, aber zugleich versteht, daß es doch nicht vorbei ist, daß seine Niederlage dem Sieger des Glückes Fahrt gab, daß sein Leiden durch die Folgen der Niederlage täglich, aber ferner und ferner der Bericht ist von des andern Steigen in der Ferne: da soll es lindern zu bedenken, daß der Tod ihn einholt und den Unterschied zunichte macht. — Wenn Krankheit der tägliche Gast wird und die Zeit hingeht, der Freude Zeit; wenn selbst die Nächsten des Leidenden müde werden und manch ein ungeduldiges Wort verwundet; wenn der Leidende selbst fühlt, daß seine Gegenwart nur störend ist für die Frohen, wenn er ferne sitzen muß, fern vom Tanz: da soll es lindern, zu bedenken, daß der Tod doch auch ihn einlädt zum Tanz und daß in diesem Tanz alle gleich werden.

Jedoch das ist Stimmung; und eigentlich ist es Feigheit, die durch eine Fälschung in dichterischer Gestalt sich besser dünken will, wiewohl sie doch im Wesen ebenso erbärmlich ist. Denn wenn der Einfältige vielleicht nicht imstand ist, diese Art Stimmung zu fassen — ist diese Vornehmheit denn an und für sich ein entscheidender Wert, ist sie nicht entscheidend nur, weil sie die Verantwortung größer macht?! Es ist der Schwermut feige Lust, sich im Leeren betäuben zu wollen und in dieser Be-

täubung die letzte Zerstreuung zu suchen; es ist Neid, im Aufruhr gegen Gott Schaden an seiner Seele nehmen zu wollen, verwundet von der Verschiedenheit; es ist Selbstbezichtigung, ohnmächtig hassen zu wollen, die verrät, daß man bloß der Macht ermangelt, da man den fürchterlichen Mißbrauch mit der Ohnmacht treibt; es ist ein verächtlicher Weg zu unbefugter Klage über das Leben, daß man bloß wünschen will, und dann klagen, weil man nicht wurde, was man sich wünschte, niemals zu anderem tauglich werden als zum Wünschen, und endlich jämmerlich genug, alles wegzuwünschen; es ist selbstplagerische Ausdauer des Überwundenen, nichts Höheres verstehen zu wollen als den Streit zwischen Mein und Dein und beider Untergang; es ist eine noch furchtbarere Krankheit, nicht fassen zu wollen, was für einen Arzt der Kranke nötig hat. Wahrlich, ist es feige und wollüstige Weichlichkeit, nicht einmal im Gedanken den begünstigenden Unterschied aufgeben zu können und sein Leben in ihm verloren zu haben, so ist es ein aufgeschminkter Mut, der sich an der Vorstellung von der Gleichheit des Todes versuchen will, wenn doch derselbe Mensch unter des Lebens Unterschieden seufzt und stöhnt.

Und wenn das wirklich die Meinung eines Menschen wäre — sollte es nicht der Widerspruch sein, daß er noch lebte, der das Lockmittel zu dem vermessenen Wagestück war, sich so trösten zu wollen mit der Gleichheit des Todes; ob wohl seine Vorstellung vom Tode Stich hielt im Tode selbst, dann also, wenn die Lust des Denkens nicht mehr die Leidenschaft reizte? Der

Tote hat ja den Unterschied vergessen; und wenn er auch ein ganzes Leben hindurch sich vornahm, seiner zu gedenken, um die Freude zu haben, ihn einem andern im Tode genommen zu sehen, im Tode ist ja dieser Gedanke nicht bei ihm, selbst wenn wir einen Augenblick die Verantwortung vergessen wollen, die auf ihn wartet. Es ist die Lüge und der Betrug in dem vermessenen Trotz, der sich mit dem Tod verschwören will gegen das Leben. Es wird vergessen, daß der Tod der Stärkere ist, vergessen, daß er ohne Vorliebe ist, daß er keinen Bund schließt mit irgendeinem, so daß dieser im Tod einen Freipaß bekäme und Zeit und Gelegenheit, die Lust der Vernichtung zu genießen. Nur wenn des Lebenden Vorstellung wie im Märchen umgeht im stillen Reich der Toten, wie eine Gauklerin der Tod selber ist, und vor sich selbst verschwindet im Tod; nur wenn des Lebenden Vorstellung den Tod nachäfft, den Beneideten zum Stelldichein lädt, ihn all seiner Herrlichkeit entkleidet und sich an seiner Ohnmacht weidet; nur wenn die Vorstellung zwischen den Gräbern umgeht, vermessen den Spaten in die Erde senkt und den Frieden der Toten kränkt mit der Lust ihres Trotzes, daß des einen Entseelten Leichnam aussehe genau wie der des andern — nur dann ist es Linderung.

Aber all dies ist nicht Ernst; und ist sein Wesen auch noch so finster, und ist die Lust auch noch so düster, deshalb ist es doch nicht Ernst. Denn der Ernst spielt nicht Versteck, sondern ist versöhnt mit dem Leben und weiß den Tod zu fürchten.

Der Ernst versteht nun dasselbe vom Tod, aber er versteht

es anders. Er versteht, daß der Tod alle gleich macht; und das hat er schon lange verstanden, weil der Ernst gelernt hat, vor Gott die Gleichheit zu suchen, in der alle gleich sein können. Und in diesem Streben entdeckt der Ernste einen Unterschied, den seiner selbst nämlich von dem Ziel, das ihm gesetzt ist, und entdeckt, daß am allerfernsten von diesem Ziel ein Zustand wäre, wie ihn die Gleichheit des Todes ausdrückt. Aber jedesmal, wenn die irdische Verschiedenheit ihn versuchen will, aufhalten will, tritt der ernste Gedanke von des Todes Gleichheit dazwischen und feuert ihn wieder an. Wie kein böser Geist den heiligen Namen nennen darf, so schaudert jeder gute Geist vor dem Leeren, vor der Gleichheit der Vernichtung, und dieser Schauder, der schöpferisch ist im Leben der Natur, ist anfeuernd im Leben des Geistes. Wie oft lehrte nicht schon die Gleichheit der Vernichtung, wenn der Tod zu einem Menschen kam, diesen sich die schwerste Verschiedenheit zurückzuwünschen, die letzte Bedingung wünschenswert zu finden, nun da des Todes Bedingung die einzige war! Und so hat des Todes ernster Gedanke den Lebenden gelehrt, die schwerste Verschiedenheit mit der Gleichheit vor Gott zu durchdringen. Und kein Vergleich hat die vorwärtstreibende Macht, und gibt dem Hastenden so sicher die wahre Richtung, wie wenn der Lebende sich vergleicht mit der Gleichheit des Todes. Und ist von allen Vergleichen der der eitelste, wenn ein Mensch jeden andern verschmäht, um sich mit sich selbst in Selbstzufriedenheit zu vergleichen, ja stand vielleicht nie ein eitles Weib so eitel vor der Bewunderung seiner

Umgebung, wie da es einsam vor dem Spiegel stand: oh, so ist kein Vergleich so ernst wie der eines Menschen, welcher einsam mit der Gleichheit des Todes sich verglich. Einsam; denn das ist es ja, wozu ihn die Gleichheit des Todes macht, wenn das Grab geschlossen ist, wenn die Türe geschlossen ist vor dem Friedhof, wenn die Nacht herniederfällt, und er einsam liegt fern von aller Teilnahme, unkenntlich, in der Gestalt, die nur Grauen wecken kann, einsam draußen, wo der Toten Menge nicht eine Gesellschaft bildet. Der Tod hat vermocht, Throne umzustürzen und Fürstentümer, aber der ernste Gedanke des Todes hat das ebenso Große vollbracht: hat dem Ernsten geholfen, der meist begünstigten Verschiedenheit die demütige Gleichheit vor Gott zu unterlegen und hat ihm geholfen, sich emporzuheben über die schwerste niederdrückendste Verschiedenheit durch die demütige Gleichheit vor Gott.

Und wenn eines Menschen Seele irre geht in der Begünstigung, und wenn er kaum sich selber wiedererkennen kann vor Herrlichkeit, da macht der ernste Gedanke von des Todes Gleichheit ihn auf eine andere Weise unkenntlich, und er lernt sich selber erkennen, und erkannt sein zu wollen vor Gott. Oder wenn seine Seele seufzt in der schweren Beschränkung der Leiden, der Widerwärtigkeiten, der Kränkungen, der Schwermut, ach, und es scheint ihm, daß die Beschränkung lebenslänglich sein werde; wenn auch der Versucher kommt in sein Haus, er, der Versucher, den man in seinem eigenen Innern hat, und der betrügerisch Grüße von andern bringt und wenn der ihm erst

der andern Glück vorgaukelt, bis er mißmutig wird, und jener ihn nun aufzurichten verspricht: da gebe er sich ihm nicht hin in Stimmung. Er sage: solches ist Aufruhr gegen Gott und eine Feindschaft wider mich selber; und dann sage er: ich will den ernsten Gedanken des Todes anrufen. Und der hilft ihm, die Verschiedenheit zu überwinden, die Gleichheit vor Gott zu finden, diese Gleichheit ausdrücken zu wollen. Denn des Todes Gleichheit ist furchtbar dadurch, daß nichts ihr widerstehen kann (wie trostlos!). Aber die Gleichheit vor Gott ist selig dadurch, daß nichts sie verhindern kann, wenn der Mensch nicht selbst es will. Und ist dann die Verschiedenheit des Lebens so groß? Denn er nehme den Frohen, er lasse ihn sich freuen über sein Glück — wenn er, der Unglückliche, sich wieder freute über Jenes Glück, da waren sie ja beide froh! Er nehme den Ausgezeichneten, er lasse ihn sich freuen über seinen Vorzug — wenn er, der Gekränkte, die Beleidigung vergessen hatte, und nun das Vorzügliche an jenem sah, war der Unterschied so groß? Er nehme den Jüngling, er lasse ihn vorwärtseilen mit der Zuversicht der Hoffnung — wenn er, wiewohl enttäuscht vom Leben, vielleicht sogar im geheimen ihn unterstützte, war da der Unterschied so groß? Glück und Ehre und Reichtum und Schönheit und Macht, sie sind es ja, die den Unterschied ausmachen, aber wenn der Unterschied nur der war, daß des Einen Glück und Ehre und Reichtum und Schönheit und Macht eine Freilandspflanze war, des andern eine Grabesblume, gehegt in der Selbstverleugnung geheiligter Erde: ist der Unterschied so

groß? Sie sind ja beide glücklich und geehrt und reich und schön und mächtig! Wie schwer auch der Unterschied war, der ernste Gedanke an die Gleichheit des Todes half doch wie eine strenge Erziehung dazu, allen weltlichen Vergleich zu verschmähen, die Vernichtung als das noch Schrecklichere zu verstehen und die Gleichheit vor Gott suchen zu wollen.

Des Todes Gleichheit bekam nicht Macht, ihn mit ihren Zaubermitteln zu verlocken; es ist ja auch keine Zeit dazu. Denn wie die Entscheidung des Todes unbestimmbar ist durch die Gleichheit, so ist sie ebenso unbestimmbar durch die Ungleichheit. Wer hat nicht oft die Rede gehört, daß der Tod keinen Unterschied macht, daß er nicht Stand und nicht Alter kennt; wer hat es nicht selbst oft überlegt, wenn er die verschiedensten Verhältnisse der Lebenden nannte und nun den Tod in ein Verhältnis zu ihnen denken wollte, daß er dieses so bestimmen mußte, daß der Tod seine Beute ebensogut hier wie dort suchen könne — ebensogut, weil keine Rücksicht genommen wird, während aller Unterschied gerade darin liegt, daß man Rücksicht nimmt. So ist er unbestimmbar durch seine Ungleichheit. Er eilt dem Leben fast voraus, und das Kind wird totgeboren, er läßt den Greis warten von Jahr zu Jahr; glaubt man sich in Frieden und Sicherheit, so steht er über einem, und in der Lebensgefahr sucht man ihn zuweilen vergebens, während er den findet, der sich abseits versteckt; wenn die Kästen voll sind und Vorrat für ein ganzes Leben, kommt der Tod und fordert des Reichen Seele, wenn Mangel ist, bleibt er weg;

wenn der Hungrige bekümmert sorgt, was er morgen essen werde, kommt der Tod und nimmt die Nahrungssorgen von ihm, wenn der Lüsterne im Überdruß sich darum kümmert, was er morgen essen soll, kommt richtend der Tod und macht die Bekümmerung überflüssig.

So ist der Tod unbestimmbar: das einzige Gewisse, und das Einzige, worüber nichts gewiß ist. Diese Vorstellung lockt den Gedanken hinaus in den Wechsel des Unbestimmbaren, um sich in diesem Schaudern zu versuchen wie in einem Spiel, um dieses wunderliche Rätsel zu erraten, um sich in der Plötzlichkeit unerklärliches Verschwinden und unerklärliches Hervorbrechen zu versenken. Es soll lindernd sein, über diesen Treff nachzudenken, dieses Gleich und Ungleich, dieses geahnte Gesetz im Gesetzlosen, das ist und das nicht ist, sich zu allem Lebenden verhält, aber unbestimmbar ist in jedem seinem Verhältnis. Wenn die Seele müde wird des Zwangs und der Gebundenheit, des bestimmbaren und wieder bestimmbaren, knappen, täglichen Maßes, und des Bewußtseins davon, daß mehr und mehr versäumt wird; wenn die Willenskraft ausgedient hat, und der Marklose wie Zunder wird; wenn die Neugierde, des Lebens müde, eine reichere Aufgabe sucht für die Neugierde: da soll es unterhaltend sein, die Unbestimmbarkeit des Todes zu bedenken, und lindernd, sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Nun verwundert man sich über einen Todesfall, nun über einen andern, nun redet man sich wirr in allgemeinen Ausdrücken von dem, was sich der allgemeinen Bestimmung ent-

zieht, nun ist man in einer Stimmung, nun in einer andern, nun wehmütig, nun unerschrocken, nun spottend, nun knüpft man den Tod an den glücklichsten Augenblick als das größte Glück, nun als das größte Unglück, nun wünscht man sich einen raschen Tod, nun einen langsamen, nun zankt man sich müde, welcher Tod doch der wünschenswerteste sei, nun wird man überdrüssig der ganzen Überlegung, vergißt den Tod, bis das Rad der Betrachtung wieder in Bewegung gesetzt wird und man der Betrachtung Einzelheiten zusammenschart in neuen Verbindungen zu neuem Staunen — ach ja, bis der Gedanke an den eigenen Tod im Nebel verdunstet vor den Augen, und das Gedenken des eigenen Todes für das Ohr zum unbestimmten Brausen wird. Dies ist die Linderung der Vertrautheit in der Betrachtung des Abgestumpften, daß es nun einmal so ist, in der erhebenden unpersönlichen Vergeßlichkeit, die sich selbst vergißt über dem Ganzen, oder besser sich selber in Gedankenlosigkeit, wodurch der eigene Tod ein schnurriger Zufall wird unter den mannigfachen unberechenbaren Zufällen, und die Langeweile eine Vorbereitung, die des eigenen Todes Übergang milde macht.

Aber selbst wenn ein solches Leben das Wunder des Todes bedenkend alle möglichen Stimmungen durchliefe, ist die Betrachtung deshalb Ernst? Endet der Stimmungen Weitläufigkeit immer im Ernst, sollte der Beginn des Ernstes nicht eher sein, jene Weitläufigkeit zu verhindern, in welcher der Betrachtende sein Leben versäumt und dem gleich wird, der dem Spiel

verfällt, wenn er grübelt und grübelt und von den Zahlen träumt in der Nacht, anstatt zu arbeiten am Tag! Der, welcher den Tod so betrachtet, ist ein Betäubter in Hinsicht auf sein geistiges Leben; er schwächt sein Bewußtsein, so daß es den ernsten Eindruck des Unerklärlichen nicht aushalten kann und nicht im Ernst sich unter den Eindruck beugt, aber dann auch das Rätsel bezwingt. Ja, gewiß ist der Tod ein wunderbares Rätsel, aber nur der Ernst kann es bestimmen. Woher kommt wohl jene Verwirrung der Gedankenlosigkeit, wenn nicht daher, daß der Gedanke des Einzelnen betrachtend sich hinauswagt in das Leben, das ganze Dasein überschauen will, jenes Spiel der Kräfte, das nur Gott im Himmel ruhig betrachten kann, weil Er in Seiner Vorsehung es beherrscht mit Seinem weisen und allgegenwärtigen Willen, das aber den Geist eines Menschen schwächt, ihn schwachsinnig macht, ihm unzeitige Sorge bereitet, und mit traurigem Trost stärkt. Unzeitige Sorge nämlich in Stimmung, weil er sich um so vieles bekümmert, traurigen Trost nämlich in Abspannung und Schlaffheit, wenn seine Betrachtung so viele Eingänge und Ausgänge hat, daß sie schließlich ein Irrweg wird. Und wenn dann der Tod kommt, betrügt er doch den Betrachter, weil alle Betrachtung der Erklärung nicht um einen Schritt näher kam, sondern ihn nur um das Leben betrog.

Der Ernst versteht dasselbe vom Tod, daß er unbestimmbar ist durch die Ungleichheit, daß kein Alter, kein Umstand, und kein Lebensverhältnis vor ihm sicher machen, aber danach ver-

steht der Ernste es anders und versteht sich selber. Sieh, die Axt liegt schon an der Wurzel des Baumes, jeder Baum, der nicht gute Frucht trägt, soll umgehauen werden — nein, jeder Baum soll umgehauen werden, auch der, welcher gute Frucht trägt. Das Gewisse ist, daß die Axt an der Wurzel des Baumes liegt; und wenn einer auch nicht bemerkt, daß der Tod über sein Grab geht und daß die Axt sich bewegt, die Ungewißheit ist doch in jedem Augenblick da, das Ungewisse, wann der Hieb fällt — und der Baum. Aber wenn er gefallen ist, da ist es entschieden — ob der Baum gute Frucht trug oder schlechte Frucht.

Der Ernste betrachtet sich selber; ist er jung, da lehrt ihn der Gedanke an den Tod, daß hier ein junger Mensch seine Beute wird, wenn er heute kommt, aber er schwatzt nicht in allgemeinen Redensarten von der Jugend als der Beute des Todes. Der Ernste betrachtet sich selber, er weiß also, wie der beschaffen ist, der hier die Beute des Todes werden würde, wenn er heute käme; er bedenkt sein eigenes Tun und weiß also, welches Tun hier abgebrochen würde, wenn der Tod heute käme. So hört das Spiel auf, so ist das Rätsel bestimmt. Die allgemeine Betrachtung des Todes verwirrt nur den Gedanken ebenso wie wenn man im Abstrakten erfahren will. Die Gewißheit des Todes ist der Ernst, seine Ungewißheit ist die Unterweisung, die Einübung des Ernstes; der Ernste ist der, welcher durch die Ungewißheit erzogen wird zum Ernst, kraft der Gewißheit. Wie lernt ein Mensch Ernst? Vielleicht dadurch, daß

ein Ernster ihm etwas vorsagt, daß er dies nun lernen könnte? Keineswegs. Der Lernende bekümmert sich (denn ohne Bekümmerung kein Lernender!) um den einen oder andern Gegenstand mit seiner ganzen Seele; und die Gewißheit des Todes ist ja ein Gegenstand der Bekümmerung. Nun wendet sich der Bekümmerte an den Lehrer des Ernstes; und das ist ja der Tod, nicht ein Schreckbild, außer für die Einbildung. Der Lernende will nun dieses oder jenes, er will es so machen und unter diesen Voraussetzungen: „und nicht wahr, so glückt es." Aber der Ernste antwortet gar nichts, und endlich sagt er, doch ohne zu spotten, mit der Ruhe des Ernstes: „Ja, das ist möglich." Der Lernende wird bereits etwas ungeduldig; er entwirft einen neuen Plan, verändert die Voraussetzungen, und schließt seine Rede auf eine noch eindringlichere Weise. Aber der Ernste schweigt, sieht ruhig auf ihn und sagt endlich: „Ja, das ist möglich." Nun wird der Lernende leidenschaftlich, er greift zu Bitten, oder wenn er so ausgerüstet ist, zu hinterlistigen Gedankenwendungen, ja, er beleidigt vielleicht sogar den Ernsten, und wird selbst ganz verwirrt, und alles scheint Verwirrung um ihn; aber da er mit diesen Waffen und in diesem Zustand auf den Ernsten einstürmt, muß er dessen unveränderten, ruhigen Blick aushalten und in sein Schweigen sich finden, denn der Ernste sieht bloß auf ihn und sagt endlich: „Ja, das ist möglich." So mit dem Tod. Die Gewißheit ist das Unveränderliche, und die Ungewißheit ist das kurze Wort: es ist möglich; und jede Bedingung, die des Todes Gewißheit zu einer

bedingten Gewißheit für den Wünschenden machen will, jede Übereinkunft, die des Todes Gewißheit zu einer bedingten Gewißheit für den Beschließenden machen will, jede Abrede, die des Todes Gewißheit nach Zeit und Stunde für den Handelnden bestimmen will — jede Bedingung, jede Übereinkunft, jede Abrede scheitern an diesem Wort; und alle Leidenschaftlichkeit und alle Schlauheit und allen Trotz macht dieses Wort ohnmächtig, bis der Lernende in sich selber geht. Aber darin liegt der Ernst, und dazu wollten die Gewißheit und die Ungewißheit dem Lernenden verhelfen. Bekommt die Gewißheit das Recht dazustehen, für was man gerade will, für eine allgemeine Überschrift über das Leben, nicht wie es mit Hilfe der Ungewißheit geschieht, wie die Aufforderung zur Anwendung auf das Einzelne und Tägliche, so wird der Ernst nicht gelernt. Die Ungewißheit tritt hinzu und zeigt beständig, wie der Lehrer auf den Gegenstand der Lehre, und sagt zu dem Lernenden: gib wohl acht auf die Gewißheit: so entsteht der Ernst. Und kein Lehrer vermag so den Schüler zu lehren, acht zu geben auf das, was gesagt wird, wie die Ungewißheit des Todes, wenn sie auf des Todes Gewißheit zeigt; und kein Lehrer vermag so des Schülers Gedanken gesammelt zu halten auf der Unterweisung einzigen Gegenstand, wie der Gedanke von der Ungewißheit des Todes, wenn er den Gedanken an des Todes Gewißheit einübt.

Die Gewißheit des Todes bestimmt den Lernenden ein für allemal im Ernst, aber des Todes Ungewißheit ist die tägliche, oder doch die häufige, oder doch die nötige Aufsicht, die über

dem Ernste wacht: erst das ist Ernst. Und keine Aufsicht ist so genau, nicht des Vaters über das Kind, nicht des Lehrers über den Schüler, ja nicht des Gefangenenwärters über den Gefangenen; und keine Aufsicht so veredelnd wie die Ungewißheit des Todes, wenn sie die Anwendung der Zeit und die Beschaffenheit des Tuns prüft, des Beschließenden oder des Handelnden, des Jünglings oder des Greises, des Mannes oder des Weibes. Denn mit Rücksicht auf wohl angewandte Zeit ist es im Verhältnis zum Abbruch durch den Tod nicht wesentlich, ob die Zeit lang oder kurz war; und mit Rücksicht auf das wesentliche Tun ist es im Verhältnis zum Abbruch durch den Tod nicht wesentlich, ob es fertig oder nur begonnen wurde. Mit Rücksicht auf das Zufällige ist die Länge der Zeit bestimmend, wie, um das Glück zu nennen: das Ende erst entscheidet, ob einer glücklich gewesen ist. Im Verhältnis zur zufälligen Tat, die im Äußeren ist, ist es wesentlich, daß das Werk fertig wird. Aber die wesentliche Tat wird nicht wesentlich durch die Zeit und das Äußere bestimmt, insoweit der Tod der Abbruch ist. So wird der Ernst der, jeden Tag zu leben, als wäre er der letzte und zugleich der erste in einem langen Leben; und die Tat zu wählen, die nicht davon abhängig ist, ob ein Menschenalter vergönnt wird, sie gut zu vollenden, oder nur eine kurze Zeit, sie gut begonnen zu haben.

Endlich muß man von der Entscheidung des Todes sagen, daß sie unerklärlich ist. Ob nämlich die Menschen eine Erklärung finden — der Tod selbst erklärt nichts. Denn wenn

einer ihn mit dem Auge erblicken könnte, den bleichen, freudelosen Schnitter, wie er müßig steht, sich stützend auf die Sense, und er zu ihm hingehen wollte, es sei nun, daß er meinte, sein Überdruß am Leben müßte ihn bei ihm einschmeicheln oder seine brennende Sehnsucht nach dem Ewigen könnte ihn rühren; wenn er ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte: erkläre dich, bloß ein Wort — glaubst du, er antwortete? Ich denke, er merkte es nicht einmal, daß einer ihm die Hand auf die Schulter legte und zu ihm redete. Oder wenn der Tod käme, ach, so gelegen, ach, wie der größte Wohltäter, wie ein Retter; wenn er käme und einen Menschen davor rettete, sich die Schuld zuzuziehen, die nicht bereut wird im Leben, weil die Schuld ein Ende macht dem Leben; wenn jener Unglückliche dem Tode danken wollte, daß er ihm das Gesuchte brachte und ihn hinderte, schuldig zu werden, glaubt einer, er verstände ihn? Ich denke, er hörte nicht einmal ein Wort von dem, was er sagte; denn er erklärt nichts. Ob er als die größte Wohltat kommt oder als das größte Unglück, ob er mit Jubel begrüßt wird oder mit verzweifeltem Widerstand, davon weiß der Tod nichts, er ist der Übergang; vom Verhältnis weiß er nichts, gar nichts.

Diese Unerklärlichkeit drängt ja nach einer Erklärung. Aber darin liegt der Ernst, daß die Erklärung nicht den Tod erklärt, sondern offenbart, wie der Erklärende in seinem innersten Wesen beschaffen ist. Ernste Mahnung, langsam zu sein im Reden! Muß man auch lächeln, wenn man sieht, wie die Gedankenlosigkeit mit der Hand den grübelnden Kopf stützt, der

die Erklärung ergründen soll; muß man auch wieder lächeln, wenn der Denker dann herausrückt mit seiner Erklärung; oder wenn, wie auf ein allgemeines Aufgebot selbst die leichtfertigsten Denker im Vorübergehen mit einem Einfall bereit sind, mit einer Bemerkung als Erklärung, die seltene Gelegenheit benützend, da ja für alle der Tod ein unerklärliches Rätsel ist: ach, der richtende Ernst über solches Benehmen ist, daß der Erklärende sich selber angibt; verrät, wie gedankenlos, wie töricht sein Leben ist. Deshalb ist Zurückhaltung mit der Erklärung bereits ein Zeichen von etwas Ernst, der doch versteht, daß der Tod, gerade weil er nichts ist, nicht so etwas ist, wie eine wunderliche Inschrift, die jeder Vorübergehende suchen und lesen soll, oder wie eine Merkwürdigkeit, welche jeder gesehen haben, worüber jeder eine Meinung haben muß. Das Entscheidende bei der Erklärung, das, was verhindert, daß das Nichts des Todes nicht die Erklärung zu nichts mache, ist, daß sie rückwirkende Kraft und dadurch Wirklichkeit im Leben des Lebendigen bekommt, so daß ihm der Tod zum Lehrer wird und nicht verräterisch ihm zu einer Selbstbezichtigung hilft, die den Erklärer angibt als einen Toren.

Als das Unerklärliche kann ja der Tod scheinen alles und nichts zu sein, und die Erklärung scheint zu sein, dieses in einem Wort auszusagen. Eine solche Erklärung gibt ein Leben an, das sich begnügend mit dem Gegenwärtigen gegen den Einfluß des Todes sich wehrt durch eine Stimmung, die sie im Gleichgewicht der Unentschiedenheit hält. Der Tod bekommt

nicht Macht, ein solches Leben zu stören, erhält wohl Einfluß, aber nicht rückwirkende Kraft, ein solches Leben umzubilden. Die Erklärung wechselt nicht in verschiedenen Stimmungen, aber der Tod wird in jedem Augenblick außerhalb des Lebens in das Gleichgewicht der Unentschiedenheit geführt, das ihn im Abstand hält. Und der höchste Mut des Heidentums war es, wenn der Weise (dessen Ernst gerade darin seinen Ausdruck fand, daß er sich mit der Erklärung nicht beeilte) mit dem Gedanken des Todes so zu leben vermochte, daß er diesen Gedanken jeden Augenblick in seinem Leben durch die Unentschiedenheit überwand. Das irdische Leben wird hier ausgelebt, der Weise weiß, daß der Tod da ist, er vergißt nicht in Gedankenlosigkeit, daß er da ist, er begegnet sich mit ihm im Gedanken, er entwaffnet ihn zur Ohnmacht in der Unbestimmbarkeit, und das ist sein Sieg über den Tod; aber der Tod kommt nicht dazu, das Leben umschaffend zu durchdringen.

Als das Unerklärliche könnte der Tod scheinen das höchste Glück zu sein. Eine solche Erklärung verrät ein Leben in Kindlichkeit, die Erklärung ist wie deren letzte Frucht: der Aberglaube. Der Erklärende hatte des Kindes und des Jünglings Vorstellung vom Behaglichen und vom Unbehaglichen, aber das Leben ging hin, er sah sich betrogen, er ward älter an Jahren, nicht an Sinn, er griff nichts Ewiges; da sammelte sich die Kindlichkeit in ihm zu einer überspannten Vorstellung, daß der Tod kommen und alles in Erfüllung gehen lassen würde; der Tod wurde nun der begehrte Freund, der Geliebte, der reiche

Wohltäter, der alles zu verschenken hatte, dessen Erfüllung der Kindliche vergebens im Leben gesucht hatte. Zuweilen wird leichtsinnig oder dummdreist von diesem Glück geredet, zuweilen wehmütig, zuweilen drängt der Erklärende sich sogar laut vor mit seiner Erklärung und will anderen helfen; aber sie verrät nur, wie der Erklärende in seinem Innern beschaffen ist; daß er nicht des Ernstes Rückwirkung vernahm, sondern kindlich vorwärts hastet, kindlich auf den Tod hofft, als hoffte er aufs Leben.

Als das Unerklärliche kann der Tod scheinen das größte Unglück zu sein. Aber diese Erklärung gibt an, daß der Erklärende feig am Leben hängt, feig vielleicht an dessen Begünstigung, feig vielleicht an dessen Leiden, so daß er das Leben fürchtet, aber den Tod noch mehr. Rückwirkende Kraft bekommt der Tod nicht, das will sagen nicht in Kraft der Auffassung, denn sonst wirkt er wohl zurück, dem Einen des Glückes Begünstigung freudelos, dem Andern irdisches Leiden hoffnungslos zu machen.

So hat die Erklärung auch andere bezeichnende Namen gebraucht, sie hat den Tod genannt: einen Übergang, eine Verwandlung, ein Leiden, einen Streit, den letzten Streit, eine Strafe, der Sünde Sold. Jede dieser Erklärungen enthält eine ganze Lebensanschauung. Oh, ernste Aufforderung an den Erklärenden! Leicht ist es, sie alle auswendig herzusagen, leicht den Tod zu erklären, wenn es keine Überwindung kostet, nicht verstehen zu wollen, daß die Rede darum geht, wie die Er-

klärung rückwirkende Kraft im Leben bekomme. Warum will man doch den Tod zu einem Spott über sich verwanden; denn der Tod drängt ja nicht nach Erklärung, er hat gewiß niemals einem Denker zugemutet, ihm dabei behilflich zu sein. Aber der Lebende drängt nach Erklärung, und warum? Um danach zu leben.

Wenn einer z. B. meint, daß der Tod eine Verwandlung sei, so kann das ganz richtig sein, aber gesetzt nun, des Todes Ungewißheit, die wie der Lehrer umhergeht und alle Augenblicke nachsieht, ob der Schüler aufmerksam ist, gesetzt nun: sie entdeckte, daß des Erklärenden Meinung ungefähr diese sei: ich habe ein langes Leben vor mir, 30 Jahre, ja vielleicht 40, und dann kommt einmal der Tod wie eine Verwandlung; was möchte wohl der Lehrer denken von diesem Schüler, der nicht einmal beim Tod die Bestimmung der Ungewißheit erfaßt hatte? Und wenn einer meint, daß der Tod eine Verwandlung sei, die einmal eintrete, und er, nicht ungleich einem Spieler, dies wie eine Begebenheit erwartet, die sich einmal ereignen wird — was würde wohl der Lehrer denken von diesem Schüler, der nicht einmal darauf aufmerksam war, daß es mit der Entscheidung des Todes vorbei ist, und daß also die Verwandlung nicht in die gleiche Reihe mit den übrigen Begebenheiten treten kann als eine neue Begebenheit, weil im Tod abgeschlossen ist.

Man kann eine Meinung haben über ferne Begebenheiten, über einen Naturgegenstand, über die Natur, über gelehrte Schriften, über einen anderen Menschen, und so über vieles

andere, und wenn man diese Meinung äußert, kann der Weise entscheiden, ob sie richtig ist oder unrichtig. Dagegen bemüht keiner den Meinenden damit, die andere Seite der Wahrheit zu betrachten, ob man nun wirklich die Meinung hat, ob sie nicht etwas ist, das man bloß hersagt. Und doch ist diese andere Seite ebenso wichtig, denn nicht der allein ist ja geisteskrank, der das Sinnlose sagt, sondern ebensosehr der, welcher eine richtige Meinung sagt, wenn diese doch ganz und gar keine Bedeutung für ihn hat. Der eine Mensch erweist dem andern das Vertrauen, die Anerkennung, anzunehmen, daß es seine Meinung sei, wenn er sie sagt. Ach, und doch ist es so leicht, so sehr leicht, eine wahre Meinung zu bekommen, ach, und doch ist es so schwer, so sehr schwer, eine Meinung zu haben und sie in Wahrheit zu haben. Da nun der Tod der Gegenstand des Ernstes ist, so ist der Ernst hier wieder: daß man den Tod betreffend gerade nicht sich beeilen soll, eine Meinung zu erlangen. Des Todes Ungewißheit nimmt sich ja beständig in allem Ernst die Freiheit, nachzusehen, ob der Meinende wirklich diese Meinung hat, das heißt, ob sein Leben sie ausdrückt. Im Verhältnis zu anderem kann man eine Meinung äußern, und wenn dann gefordert wird, daß man handeln soll in Kraft dieser Meinung, also zeigen, daß man sie hat, so sind unzählige Ausflüchte möglich. Aber die Ungewißheit des Todes ist des Schülers strenger Abhörer; und wenn der nun die Erklärung hersagt, so sagt die Ungewißheit zu ihm: gut, ich werde untersuchen, ob es deine Meinung ist, denn jetzt, jetzt in diesem Augenblick ist es vorbei

für dich, vorbei, da ist kein Gedanke an Ausflucht, nicht ein Buchstabe hinzuzufügen, so bekomme ich zu sehen, ob du wirklich meintest, was du über mich sagtest. Ach, alles leere Erklären und aller Wortschwall und alles Ausmalen und alles Zusammenfügen früherer Erklärungen, um eine noch sinnreichere zu finden, und alle Bewunderung dafür und alle Mühe damit: all dies ist nur Zerstreuung und Geistesabwesenheit in Gedankenferne — was wohl die Ungewißheit des Todes davon denken mag?

Deshalb soll sich die Rede jeder Erklärung enthalten; wie der Tod das letzte ist von allem, so soll dies das letzte sein, was über ihn gesagt wird: er ist unerklärlich. Die Unerklärlichkeit ist die Grenze, und die Bedeutung der Aussage nur die, dem Gedanken des Todes rückwirkende Kraft zu geben, ihn zur vorwärtstreibenden Kraft im Leben zu machen, weil es mit der Entscheidung des Todes vorbei ist, und weil die Ungewißheit des Todes in jedem Augenblick nachsieht. Die Unerklärlichkeit ist deshalb nicht eine Aufforderung, Rätsel zu raten, eine Einladung sinnreich zu sein, sondern des Todes ernste Mahnung an den Lebenden ist: ich brauche keine Erklärung, bedenke du, daß es mit dieser Entscheidung vorbei ist, und daß sie jeden Augenblick da sein kann; sieh, das zu bedenken ist wohl der Mühe wert für dich.

Vielleicht scheint es einem, daß er aus dieser Rede nur wenig zu wissen bekomme; er weiß vielleicht selbst viel mehr, und doch soll sie nicht vergebens gewesen sein, wenn die Vorstellung von

der Ungewißheit des Todes ihm Anlaß war, daß er sich selbst daran erinnerte, daß viel zu wissen nicht unbedingt gut ist. Vielleicht scheint es ihm, daß der Gedanke an den Tod nur furchtbar geworden ist, und daß er doch auch eine mildere, eine freundlichere Seite für die Betrachtung habe, daß des müden Arbeiters Sehnsucht nach Ruhe, des müden Wanderers Hasten nach dem Ausgang, des Bekümmerten Vertröstung auf des Todes schmerzstillenden Schlaf, des Mißverstandenen schwermütiger Drang, im Frieden zu schlummern, auch eine schöne und eine berechtigte Erklärung des Todes sei. Unleugbar! Aber sie wird nicht auswendig gelernt, sie wird nicht gelernt, indem man sie nachliest, sie wird langsam erworben, und wohl erst erworben von dem, der sich müde arbeitete im guten Handeln, der sich müde wanderte auf dem rechten Weg, der bekümmert war für eine gerechte Sache, der mißverstanden ward in einem edeln Streben — erst so wohl erworben ist sie an ihrer rechten Stelle und eine berechtigte Rede im Munde des Hochehrwürdigen. Aber der Jüngere darf nicht so reden, damit nicht die schöne Erklärung, gleichwie das weise Wort in eines Toren Mund, in seinem Mund eine Unwahrheit werde. Und ich habe wohl gehört, daß des Kindes und des Jünglings ernster Lehrer in einer späteren Zeit des Älteren und Reiferen Freund wurde, aber ich habe niemals gehört, wenigstens nicht von einem, von dem ich zu lernen wünschte, daß es damit begann, daß der Lehrer sofort zum Spielbruder wurde und das Kind zum alten Mann, noch auch daß dann jenes Freundschaftsverhältnis in Wahrheit

eingetreten sei. So mit dem Gedanken an den Tod. Hat er nicht einmal mit Schrecken das Leben des Jüngeren angehalten und den Ernst nur gebraucht, um Maß zu halten mit dem Schrecken, hat die Ungewißheit des Todes nicht ihre Zeit zur Unterweisung gehabt, wo sie mit der Strenge des Ernstes ihn auferzog: da habe ich niemals gehört, wenigstens nicht von einem, an dessen Wissen ich Teil zu haben wünschte, ich habe niemals gehört von einem solchen, daß es da Wahrheit war, wenn einer den Tod seinen Freund nannte, da er in ihm niemals etwas anderes gehabt hatte als einen Spielbruder, wenn er schon in der Jugend, des Lebens müde, hinterlistig, um das Leben zu betrügen, von der Freundschaft des Todes redete, wenn er, ohne das Leben genossen zu haben, als Greis hinterlistig, um sich selbst zu betrügen, von der Freundschaft des Todes redete. — Der, welcher hier geredet hat, er ist jung, noch im Alter des Lernenden; er faßt nur die Schwierigkeit und die Strenge der Unterweisung, oh, daß es ihm glücken möchte, dies so zu tun, daß er gerade dadurch würdig würde, sich einmal an des Lehrers Freundschaft erfreuen zu dürfen! Der, welcher hier geredet hat, er ist ja nicht Lehrer, er läßt einen andern ja bloß, gleichwie er selbst es ist, Zeuge dessen sein, wie ein Mensch etwas zu lernen sucht aus dem Gedanken an den Tod, jenen Lehrmeister des Ernstes, der mit der Geburt jedem zum Lehrer für das ganze Leben bestellt wurde, und der in Ungewißheit allzeit bereit ist, die Unterweisung zu beginnen, wenn sie verlangt wird. Denn der Tod kommt nicht, weil einer nach ihm ruft (das wäre nur

Spaß, daß so der Schwächere über den Stärkeren geböte), aber sobald einer der Ungewißheit Eingang verschafft, ist der Lehrer da. Der Lehrer, der einmal kommt, um Prüfung abzuhalten und den Schüler zu überhören, ob er nun seine Unterweisung genießen gewollt hat oder nicht. Und diese Prüfung des Todes, oder um mit einem mehr gebrauchten Fremdwort dasselbe zu sagen, dieses letzte Examen des Lebens ist gleich schwer für alle. Es ist nicht so, wie sonst, daß der glücklich Begabte leicht hat, es zu bestehen, der gering Begabte schwer, nein: der Tod hält die Prüfung ab im Verhältnis zur Begabung, und so genau, daß die Prüfung für jeden gleich schwer wird, weil es die Prüfung des Ernstes ist.

Die Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen

Denke dir einen Kreis von Menschen, vereint zu gesellschaftlicher Unterhaltung; das Gespräch ist in vollem Gange, lebhaft, fast heftig, der eine kann, um das Seine anzubringen, kaum warten, bis der andere ausgeredet hat, und alle sind mehr oder weniger eifrig beteiligt an diesem Wortwechsel; da tritt ein Fremder ein. Aus den Mienen und dem Lärm der Versammelten schließt er, daß der Gegenstand der Unterredung sie stark beschäftige, und schließt höflich, daß dieser also auch ein bedeutender sein müsse — er fragt nun ruhig, was er ja ganz gut sein kann, da er nicht in der Hitze mit dabei war, wovon da eigentlich gesprochen werde. Denke dir, daß es, wos doch oft vorkommt, eine reine Geringfügigkeit war. Der Fremde ist also unschuldig an der Wirkung, die er hervorbringt, er hat höflich angenommen, daß es etwas Bedeutendes sei. Aber welche sonderbare Wirkung, so plötzlich darauf aufmerksam zu werden, daß das, was vielleicht mehr als eine Stunde lang eine große Gesellschaft beschäftigt hat, und fast leidenschaftlich, so unbedeutend ist, daß es kaum sich sagen läßt, daß es nichts ist, wenn ein Fremder ruhig fragt, wovon die Rede sei!

Aber eine noch sonderbarere Wirkung bringt oft die fromme Rede hervor, wenn sie in die weltliche hineintönt. So ist in der Welt oft genug die Rede von Streit und Streit und Streit. Es ist davon die Rede, daß der und jener Mann in Streit miteinander leben; daß Mann und Weib, wiewohl vereint durch das heilige Band der Ehe, in Streit miteinander leben; von dem gelehrten Streit, der nun zwischen dem und jenem begonnen hat; davon, daß einer den anderen auf Leben und Tod gefordert hat; daß Aufruhr ausbrach in der Stadt; von den Tausenden der feindlichen Heere, die nun vorrücken gegen das Land; von einem europäischen Krieg, der bevorstehe; vom Streit der rasenden Elemente. Siehe, davon spricht man in der Welt, Tag aus, Tag ein, Tausende und Abertausende! Hast du davon etwas zu erzählen, so wirst du Zuhörer leicht finden; und wünschest du davon etwas zu hören, so wirst du Redner leicht finden. Aber stelle dir vor, daß einer an dieser Rede von Streit Anlaß nähme, von dem Streite zu reden, den jeder Mensch zu streiten hat — mit Gott: welche sonderbare Wirkung; sollte es nicht den meisten eher vorkommen, daß er es sei, der von nichts redet, während alle die anderen doch von etwas redeten, oder sogar von etwas sehr Wichtigem! Sonderbar! Denn reis' um die Welt, mache Bekanntschaft mit den verschiedenen Völkerschaften, geh umher zwischen den Menschen, lasse mit ihnen dich ein, besuche sie in ihren Häusern, folge mit zu ihren Zusammenkünften — und höre genau zu, was das ist, von dem sie reden; nimm an den vielen, vielen verschiedenen Ge-

sprächen teil, über die unzählig vielen verschiedenen Weisen, wie ein Mensch hier in dieser Welt zum Streit kommen kann, aber beständig so, daß du selbst nicht der bist, der diesen Gegenstand ins Gespräch führt: und sage dann, ob du jemals von diesem Streit sprechen gehört hast. Und doch geht dieser Streit jeden Menschen an; es gibt keinen anderen, von welchem es in dem Grade gilt, daß er unbedingt jeden Menschen angeht. Denn der Streit zwischen Mann und Mann — nun, da sind doch viele, die ihr Leben ohne Streit friedlich hinleben. Und der Streit zwischen Eheleuten — nun, es gibt doch viele glückliche Ehen, welche dieser Streit also nicht angeht. Und das ist doch wohl eine Seltenheit, daß ein Mensch auf Leben und Tod gefordert wird, so daß dieser Streit nur sehr wenige angeht. Und selbst in einem europäischen Krieg gibt es doch viele, ja wäre er auch am allerentsetzlichsten, da sind doch viele, wenn nicht anderswo, so in Amerika, die in Frieden hinleben. Aber dieser Streit mit Gott geht unbedingt jeden Menschen an.

Doch vielleicht wird dieser Streit für so heilig und ernst gehalten, daß aus diesem Grunde nie von ihm gesprochen wird. Wie Gott nicht geradezu in der Welt wahrzunehmen ist, wo dagegen die ungeheure Menge des Mannigfaltigen die Aufmerksamkeit auf sich zieht, so daß es ist, als wäre Gott überhaupt nicht da: so ist vielleicht dieser Streit wie ein Geheimnis, das jeder Mensch hat, von dem aber nie geredet wird, während all das andere, von dem geredet wird, die Aufmerksamkeit auf

sich zieht, als wäre jener Streit überhaupt nicht da. Vielleicht ist es so, vielleicht.

Aber gewiß ist dieses: jeder Leidende ist auf die eine oder andere Weise veranlaßt, auf diesen Streit aufmerksam zu werden. Und an Leidende wenden ja diese Reden sich. So laß uns reden von diesem Streit, von der Freude im Gedanken: daß Gott, je schwächer du wirst, um so stärker wird in dir.

Indessen gilt es hier, wie in allen diesen Reden: alles beruht darauf, wie das Verhältnis gesehen wird. Will der Leidende, mißmutig, verstimmt, vielleicht verzweifelt, dabei beharren, nur darauf zu stieren, wie schwach er geworden ist: darin liegt keine Freude. Aber will er davon wegsehen, um zu sehen, was es bedeutet, daß er schwach wird, wer es denn ist, der stark wird; daß es Gott ist: so ist ja hier die Freude. Man hört zuweilen einen Überwundenen sagen: „Ich ward überwunden, war der Schwächere (dieses ist das Schmerzliche), aber was mich tröstet, ja freut, ist, daß doch Er es war, der siegte." Welcher „Er"? Ja, das muß einer sein, von dem der Überwundene große Stücke hält, den er hochachtet. Die Freude ist gewiß nicht vollkommen, er wäre lieber Sieger geworden; aber er gewinnt der Niederlage eine frohere Seite ab, er gönnt dem Sieger den Sieg. Aber wenn nun Er, der siegt, Gott ist — und wieder ist es ja nur ein falsches Sehen des Leidenden, wenn er nach außen darauf stieren will, daß es seine Feinde, seine Neider sind, die stärker werden; denn wohl möglich, daß sie stärker werden, aber

damit hat der Leidende es gar nicht zu tun. Er wird schwach; nach innen verstanden bedeutet dieses einzig und allein, daß Gott stark wird. Also wenn nun Er, der siegt, Gott ist! Gott den Sieg gönnen, damit sich trösten, daß Er es ist, der gesiegt hat! oh, das heißt doch im Grunde den Sieg sich selber gönnen! Denn im Verhältnis zu Gott kann ein Mensch in Wahrheit nur dadurch siegen, daß Gott siegt. Doch lasset uns erst danach streben, es recht einleuchtend zu machen, daß dieses, daß ein Mensch schwach wird, nach innen bedeutet, daß Gott stark wird in ihm. Und das ist's, worum wir zuerst und zuletzt den Leidenden bitten müssen, was wir von ihm fordern müssen, um zu ihm reden zu können, daß er, so rasch wie möglich, das Auge vom Äußeren wegwende, den Blick nach innen kehre, damit dieser nicht, und er mit ihm, in einer äußeren Betrachtung des Verhältnisses seines Leidens zu einer Umwelt hängen bleibe. Wenn so das erste getan ist, wenn es einleuchtend gemacht worden ist, daß dieses, daß ein Mensch schwach wird, nach innen bedeutet, daß Gott stark wird in ihm: so wird von selbst folgen, daß dieses Freude ist.

Ein Mensch, der nur selten, und dann flüchtig, mit seinem Verhältnis zu Gott sich beschäftigt, denkt kaum daran oder träumt davon, daß er Gott so nahe angeht, oder daß Gott ihm so nahe liegt, daß zwischen ihm und Gott ein Wechselverhältnis statt hat: je stärker ein Mensch ist, um so schwächer ist Gott in ihm; je schwächer ein Mensch ist, um so stärker ist Gott in ihm. Jeder, der annimmt, daß ein Gott ist, denkt Ihn sich

natürlich als den Stärksten, was Er ja ewig ist, Er, der Allmächtige, der aus nichts schafft, und für den alle Schöpfung ist wie nichts; aber er denkt wohl kaum die Möglichkeit eines Wechselverhältnisses.

Doch ist da für Gott, den ewig Stärksten, ein Hindernis; Er hat es Sich selbst gesetzt, ja Er hat liebreich, in unbegreiflicher Liebe, es Sich selber gesetzt; denn Er setzte es, und setzt es, jedesmal wenn ein Mensch wird, den Er in Seiner Liebe erschafft, daß er vor Ihm etwas sei. Oh, wunderreiche Allmacht und Liebe! Ein Mensch, er kann es nicht ertragen, daß seine „Geschöpfe" etwas seien ihm gegenüber; sie sollen nichts sein, deshalb nennt er sie auch, mit Verachtung „Geschöpfe". Aber Gott, der aus nichts schafft, allmächtig aus dem Nichts nimmt und sagt: Werde! Er fügt liebreich hinzu: Werde etwas sogar vor Mir! Wunderreiche Liebe, selbst Seine Allmacht ist noch in der Macht der Liebe!

Darum das Wechselverhältnis. Wäre Gott nur der Allmächtige, so gäbe es kein Wechselverhältnis; denn für den Allmächtigen ist das Geschöpf nichts. Aber für die Liebe ist es etwas. Unbegreifliche Allmacht der Liebe! Denn es ist, als könnte man doch, im Vergleich mit dieser Allmacht, besser begreifen, was man doch nicht begreifen kann: die Allmacht, die aus nichts schafft; aber diese Allmacht, die (wunderreicher, als alles Werden der Schöpfung!) sich selber zwingt, und das Erschaffene liebreich zu etwas vor Ihr macht: oh, wunderreiche Allmacht der Liebe! Strenge deinen Gedanken bloß ein wenig an; das

ist nicht so schwer, und es ist doch so selig. Die Allmacht, die aus nichts schafft, ist nicht so unbegreiflich, wie die allmächtige Liebe, die jenes vor der Allmacht erbärmliche Nichts zum Gegenstand der Liebe machen kann.

Aber just deshalb fordert auch die Liebe etwas vom Menschen. Die Allmacht fordert nicht etwas; der Allmacht fällt niemals etwas anderes ein, als daß der Mensch nichts ist — für die Allmacht ist er nichts. Man meint, daß der allmächtige Gott es sei, der etwas fordert vom Menschen, und dann, vielleicht, daß es der liebende Gott sei, der etwas nachgibt. O trauriges Mißverständnis, das vergißt, wie Gottes unendliche Liebe schon da sein muß, damit ein Mensch so für Gott existiere, daß die Rede davon sein kann, etwas von ihm zu fordern. Wenn der Allmächtige etwas von dir forderte, so wärest du im selben Augenblicke nichts. Aber der liebende Gott, der in unbegreiflicher Liebe dich zu etwas vor Ihm schuf, Er fordert liebreich etwas von dir. In menschlichen Verhältnissen ist es die Macht des Mächtigen, die etwas von dir fordert, seine Liebe aber, die nachgibt. Aber nicht so in deinem Verhältnis zu Gott. Es gibt keinen irdischen Machthaber, für den du nichts bist, deshalb ist es seine Macht, die fordert; aber vor Gott bist du nichts, deshalb ist es Seine Liebe, die, wie sie dich zu etwas erschuf, etwas von dir fordert. Man redet davon, daß die Allmacht Gottes einen Menschen zermalme. Aber das ist nicht so; so viel ist kein Mensch, daß Gott die Allmacht gebrauchen müßte, um ihn zu zermalmen, denn für die Allmacht ist er nichts. Es

ist die Liebe Gottes, die noch im letzten Augenblick Seine Liebe erweist, indem Er den Menschen etwas vor Ihm sein läßt. Wehe ihm, wenn die Allmacht gegen ihn sich wendete!

Also die Liebe, die den Menschen zu etwas erschuf (denn die Allmacht ließ ihn werden, aber die Liebe ließ ihn dasein vor Gott) fordert liebend etwas von ihm. Nun ist das Wechselverhältnis da. Will der Mensch dieses Etwas, wozu die Liebe ihn schuf, selbstisch für sich behalten, selbstisch dieses Etwas sein, so ist er, weltlich verstanden, stark — aber Gott schwach. Es ist auch fast, als wäre Gott geprellt: in unbegreiflicher Liebe hat Er den Menschen zu etwas geschaffen — und darnach betrügt Ihn der Mensch, behält dieses, als wäre es sein Eigenes. Der Weltliche bestärkt so sich selbst darin, daß er stark sei, wird vielleicht durch das weltliche Urteil anderer im selben bestärkt, schafft vielleicht durch seine vermeintliche Stärke die Gestalt der Welt um — aber Gott ist schwach. Gibt dagegen der Mensch selbst dieses Etwas auf, die Selbständigkeit, die Freiheit, über sich selbst zu verfügen, welche die Liebe ihm schenkte; mißbraucht er nicht diese seine Vollkommenheit, vor Gott zu sein, indem er sie eitel nimmt; hilft Gott ihm vielleicht in dieser Hinsicht durch schwere Leiden, indem Er ihm das Liebste nimmt, ihn an seiner zartesten Stelle verwundet, ihm die Erfüllung seines einzigen Wunsches verweigert, ihm seine letzte Hoffnung raubt, so ist er schwach. Ja, das wird ihm jeder sagen, so wird er von allen angesehen werden, keiner will gemeinsame Sache mit ihm machen, denn es sieht ja aus, als

wäre er nur eine Bürde, die das Mitleid zu tragen habe. Er ist schwach — aber Gott ist stark. Er, der Schwache, hat ganz dieses Etwas aufgegeben, zu dem die Liebe ihn schuf, er hat aus ganzem Herzen eingewilligt, daß Gott alles von ihm nehme, was da genommen werden kann. Gott wartet bloß darauf, daß er liebend seine demütige, seine freudige Einwilligung gebe und dadurch alles ganz aufgebe, so daß er ganz schwach ist — und so ist Gott am stärksten. Es gibt nur einen, der Gott daran hindern kann, der Stärkste zu werden, Ihn, der doch ewig der Stärkste ist: dieser eine ist der Mensch selber. Daß Gott so der Stärkste ist, wird erkannt an diesem: daß der Mensch ganz schwach ist. Es gibt für Gott nur ein Hindernis: die Selbstsucht des Menschen, die zwischen Gott und den Menschen tritt, wie der Schatten der Erde, wenn sie den Mond verfinstert. Besteht diese Selbstsucht, so ist der Mensch stark, aber seine Kraft ist Gottes Schwachheit; ist diese Selbstsucht weg, so ist der Mensch schwach, Gott stark; je schwächer er wird, desto stärker wird Gott in ihm.

Doch da dieses so ist, so ist das Verhältnis in einem anderen Sinne, im Sinne der Wahrheit umgekehrt, und nun sind wir in der Freude.

Denn der, welcher stark ist ohne Gott, er ist in Wahrheit schwach. Die Kraft, mit der ein Mann allein steht, kann im Vergleich mit der eines Kindes, Kraft sein. Aber die Kraft, mit der ein Mensch allein ohne Gott steht, ist Schwachheit. Gott ist in dem Maße der Starke, daß Er alle

Kraft, daß Er die Kraft ist. Ohne Gott sein heißt also ohne Kraft sein, stark sein ohne Gott also: stark sein — ohne Kraft; es ist wie lieben, ohne Gott zu lieben, also lieben — ohne Liebe, denn Gott ist die Liebe.

Aber der, welcher ganz schwach ward, in ihm wurde Gott stark. Der, welcher anbetend und liebend und preisend schwächer und schwächer ward, sich selber vor Gott unbedeutender als ein Sperling, wie ein Nichts, in ihm wird Gott stärker und stärker. Und dieses, daß Gott stärker und stärker wird in ihm, bedeutet, daß er selber stärker und stärker wird. — Wenn du ganz schwach werden könntest in vollkommenem Gehorsam, so daß du liebend Gott verständest, daß du gar nichts vermagst, so würden alle Machthaber der Welt, wenn sie gegen dich sich vereinten, dir nicht ein Haar auf deinem Haupte zu krümmen vermögen: welche ungeheure Kraft! Aber das ist ja auch gar nicht wahr; und lasset uns um alles nicht eine Unwahrheit sagen. Ja, gewiß vermöchten sie es, sie vermögen ja sogar dich totzuschlagen, und die Vereinigung aller Machthaber der Welt ist dazu gar nicht nötig, das weit, weit Geringere kann — und leicht genug — das tun. Aber wenn du doch ganz schwach wärest, in vollkommenem Gehorsam, so sollten alle Machthaber der Welt vereint nicht vermögen, dir ein Haar auf deinem Haupte zu krümmen anders, als Gott es will. Und wenn es dir so gekrümmt wird, ja und wenn du so verhöhnt wirst, ja und wenn du so totgeschlagen wirst — so du ganz schwach wärest, in vollkommenem Gehorsam: da

würdest du liebend verstehen, daß dir kein Schade zugefügt wird, nicht der geringste, daß es just dein wahres Wohl ist — welche ungeheure Kraft!

Und selbst wenn es nicht so wäre, daß du, in dessen Schwachheit Gott stark ist, der Stärkste bist: da ist ja doch die Freude, die Seligkeit, daß Gott stärker und stärker wird. Lasset uns von einem Verhältnis zwischen Mensch und Mensch reden, das, wenn auch ganz unvollkommen, in etwas dem entspricht, was im Verhältnis zwischen Mensch und Gott die Wahrheit der „Anbetung" ist, lasset uns von der Bewunderung reden. Bewunderung ist in sich ein Doppeltes, kann von zwei Seiten betrachtet werden; das erste ist ein Gefühl von Schwachheit, da ja der Bewundernde in der Bewunderung zur Überlegenheit sich verhält. Aber Bewunderung ist ein glückliches Verhältnis zur Überlegenheit und ist also ein seliges Gefühl; in wahrer Einstimmigkeit mit sich selbst bewundern ist vielleicht seliger als der Bewunderte zu sein. Daß das erste der Bewunderung ein Gefühl des Schmerzes ist, ersieht man auch daraus, daß, wenn einer die Überlegenheit spürt, aber unwillig sie einräumt, nicht freudig, er weit entfernt ist, glücklich zu sein, er ist im Gegenteil höchst unglücklich, in peinvollem Schmerz. Sobald er dagegen der Überlegenheit sich ergibt, die er im Grunde doch, aber unglücklich bewunderte, und in Bewunderung sich ergibt, so liegt die Freude in ihm. Je mehr eins mit sich selbst er ist im Bewundern, um so näher ist er dabei, der Überlegenheit fast überlegen zu werden; er ist in seiner Bewunderung unbe-

schreiblich befreit von allem Druck der Überlegenheit, er unterliegt nicht der Überlegenheit, sondern er siegt in der Bewunderung. Lasset uns nun vergessen, was hier an Unvollkommenem sein mag, insofern Bewunderung im Verhältnis zwischen Mensch und Mensch der Anbetung im Verhältnis zwischen Mensch und Gott entsprechen soll. Gott ist unendlich der Stärkste; das glaubt im Grunde jeder Mensch, und fühlt insoweit, ob er will oder nicht will, Gottes unendliche Überlegenheit über sein eigenes Nichts. Aber solange er nur glaubt, daß Gott der Stärkste ist, und, um das Furchtbare zu nennen, es glaubt, wie ja auch der Teufel es tut — und bebt; solange er es nur so glaubt, daß er nicht froh dabei wird: so lange ist das Verhältnis peinigend, unglücklich, seine Schwachheit ein qualvolles Gefühl. Denn Trotz ist im Verhältnis zur Anbetung, was Neid im Verhältnis zur Bewunderung ist. Trotz ist Schwachheit und Ohnmacht, der sich selbst unglücklich macht, indem er nicht Schwachheit und Ohnmacht sein will, ist das unglückliche Verhältnis der Schwachheit und Ohnmacht zur Überlegenheit, gleichwie der Neid sich selbst martert, weil er nicht sein will, was er im Grunde doch ist: Bewunderung. Es wird vom Menschen gefordert, was schon im Verhältnis der Bewunderung (denn der Bewundernde verliert sich selber in der Bewunderung des so viel Größeren) angedeutet ist, daß er sich selbst verlieren soll an Gott. Tut er das von ganzem Herzen, aus aller Kraft und mit seinem ganzen Sinn, so ist er in einem glücklichen Verhältnis zu Gott als dem Stärksten, so ist er —

anbetend; nie, nie ward irgendein Liebender so glücklich; nie, nie spürte der vertrocknetste und in Dürre schmachtende Erdboden des Regens Erquickung so lebendig, wie der Anbetende in seiner Schwachheit selig die Kraft Gottes spürt. Nun passen diese beiden, Gott und der Anbetende, zueinander, glücklich, selig, wie nie Liebende zueinander gepaßt haben. Das ist nun des Anbetenden einziger Wunsch, schwächer und schwächer zu werden, denn um so größer die Anbetung; das ist der Anbetung einziger Drang, daß Gott stärker und stärker werde. Der Anbetende hat sich selbst verloren, und so, daß dieses das einzige ist, das er los zu sein wünscht, das einzige, das er flieht; er hat Gott gewonnen — und so ist es seine eigene Sache, daß Gott stärker und stärker werde...

Der Anbetende ist der Schwache; so muß es allen anderen vorkommen, und das ist das Demütigende. Er ist ganz schwach; er vermag nicht, wie andere, Beschlüsse zu fassen für ein langes Leben, nein, er ist ganz schwach; er vermag kaum im voraus für den morgigen Tag einen Beschluß zu fassen, ohne hinzuzufügen: „So Gott will." Er vermag nicht auf seine Kraft zu trotzen, auf seine Talente, auf seine Gaben, seinen Einfluß, er vermag nicht, stolze Worte zu reden von dem, was er vermag — denn er vermag gar nichts. Das ist das Demütigende. Aber nach innen, welche Seligkeit! Denn diese seine Seligkeit ist das Geheimnis der Liebe mit Gott, ist Anbetung. Je schwächer er selber wird, um so innerlicher kann er anbeten; und je innerlicher er anbetet, um so schwächer wird er — und um so seliger.

Ist es also nicht Freude, daß Gott, je schwächer du wirst, um so stärker wird in dir, oder, ist es nicht Freude, daß du schwach wirst? Ist da im Grund darüber zu klagen, daß das Schwere dich traf, vor dem dir vielleicht am meisten graute, und das dich ganz ohnmächtig und schwach machte: je schwächer du wirst, um so stärker wird Gott in dir. Und daß dieses Freude ist, oh, das wirst du ja doch wohl selber zugestehen! Bedenke, wie armselig, wenn ein Mensch sein Leben hinbringen könnte, stolz und selbstzufrieden, ohne jemals etwas bewundert zu haben; aber wie furchtbar, wenn ein Mensch sein Leben hinbringen könnte, ohne jemals über Gott gestaunt zu haben, ohne aus Staunen über Gott in Anbetung sich verloren zu haben! Aber anbeten kann man nur, indem man selber schwach wird; deine Schwachheit ist wesentlich: Anbetung; wehe dem Vermessenen, der, vermeintlich stark, frech genug sein wollte, als Starker Gott anzubeten! Der wahre Gott wird angebetet nur im Geist und in der Wahrheit — aber die Wahrheit ist just, daß du ganz schwach bist.

So ist nichts zu fürchten in der Welt, nichts von dem, das dich all deiner eigenen Kraft berauben und dich ganz schwach machen kann, das all dein Zutrauen zu dir selbst zerbrechen und dich ganz schwach machen kann, das deinen irdischen Mut ganz niederbeugen und dich ganz schwach machen kann — denn je schwächer du wirst, desto stärker wird Gott in dir.

Nein: so verstanden, ist nichts in der Welt zu fürchten — denn nur die Sünde ist das Verderben des Menschen.

Inhalt

Vom selben Übersetzer ist erschienen:

Sören Kierkegaard
und die Philosophie der Innerlichkeit
München, Verlag J. F. Schreiber 1913

*

Sören Kierkegaard: Der Pfahl im Fleisch
Brenner-Verlag, Innsbruck 1914

*

Sören Kierkegaard: Kritik der Gegenwart
2. Auflage. Brenner-Verlag, Innsbruck 1922

*

Sören Kierkegaard:
Der Begriff des Auserwählten
Hellerauer Verlag Jak. Hegner 1917

*



Gedruckt bei
Poeschel & Trepte
in Leipzig

*